

INHALT

| | |
|--|-----------|
| Hedwig Conrad-Martius, Bergzabern, Die Zeit | Seite 143 |
| Paul Finsler, Zürich, und Hans Lipps, Göttingen, Diskussion über die Paradoxien der Mengenlehre | „ 183 |
| W. Sesemann, Kowno, Zum Problem des reinen Wissens | „ 204 |
| V. v. Weizsäcker, Heidelberg, Über medizinische Anthropologie | „ 263 |

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes: Frau Dr. Hedwig Conrad-Martius, Bergzabern, Eisbrünnelweg · Professor Dr. Finsler, Zürich, Schanzengasse 29 · Privatdozent Dr. Hans Lipps, Göttingen, Steinsgraben 28 · Professor W. Sesemann, Kowno, Universität. Professor Dr. V. von Weizsäcker, Heidelberg, Plöck 68

Mitteilungen der Schriftleitung: Manuskriptsendungen sind an den Herausgeber unter der Anschrift: Köln, Universität, einzusenden. Da der „Philosophische Anzeiger“ sich die Pflege der Kritik und Diskussion zum Ziel setzt, kann er den üblichen Buchbesprechungen keinen Raum geben. Es wird daher gebeten, von der Einsendung unverlangter Veröffentlichungen abzusehen. Für unverlangt eingesandte Beiträge und Besprechungsstücke übernehmen die Schriftleitung und der Verlag keinerlei Gewähr. Rücksendung erfolgt nur gegen Beigabe des Portos in Briefmarken.

Mitteilungen des Verlages: Der „Philosophische Anzeiger“ erscheint in Vierteljahrheften von je 7½ Bogen. Der Bezugspreis des Jahrganges (zu 4 Heften) beträgt M. 25.—. Das Einzelheft kostet M. 7,50. Der „Philosophische Anzeiger“ ist zu beziehen in erster Linie von den ortsansässigen Buchhandlungen. Sollten für Bestellungen auf diesem Wege Schwierigkeiten entstehen, so sind sie an den Verlag Friedrich Cohen, Bonn, Am Hof 30 zu richten. Zahlungen sind in Reichsmark auf das Postscheckkonto des Verlages 108810 Köln zu leisten.

Für das dritte und vierte Heft sind u. a. vorgesehen: Max Scheler, Über Idealismus und Realismus · Hendrik J. Pos und Hermann Ammann, Diskussion über Probleme der Sprachphilosophie · Karl Löwith, Diltheys Abhandlung vom Ursprung des Glaubens an die Realität der Außenwelt · F. F. J. Buytendijk, Anschauungskriterien des Lebens · Hans R. von Salis, Universalhistorische Tendenzen in Deutschland und Frankreich.

DIE ZEIT.

Ontologisch-methaphysische Untersuchung¹⁾

Von HEDWIG CONRAD-MARTIUS (Bergzabern).

Einteilung.

1. Untersuchungsstufe: Vorläufige Kennzeichnung.
2. „ : Exakte ontologische Bestimmung.
3. „ : Verhältnis zwischen phänomenaler und ontischer Sachlage.
Die Problematik.
4. „ : Ontologische Begründung.
5. „ : Ontologisch-metaphysische Erörterung.

I. Untersuchungsstufe: Vorläufige Kennzeichnung.

Die Zeit als formale Daseinskategorie wird der philosophischen Tradition nach mit dem Raum zusammengestellt. Raum und Zeit sind zwar ontisch nicht durchaus kommensurabel, aber die Zusammenstellung hat doch insofern einen sachlichen Sinn, als beide dem Existierenden die formale Möglichkeit geben, sich in dieser seiner Existenz zu konstituieren. Sie schaffen dem Existierenden den ihm formal nötigen „Daseinsraum“, wobei der so angewendete Begriff „Raum“ nun gerade das eigentümlich Gemeinsame der beiden Kategorien befaßt. Nicht alles Existierende

1) Die fehlende Bezugnahme auf historische und literarische Vergleichsstellen bedeutet nicht etwa eine Mißachtung derselben. Wir sind im Gegenteil überzeugt, daß das hier behandelte Gebiet ein im Laufe der philosophischen Forschung bis in unsere aktuelle Zeit so vielfach und oft im fruchtbarsten Sinne durchgepflügtes Ackerfeld darstellt, daß es einer eignen großen Arbeit bedürfte, um alle die möglichen Beziehungspunkte festzustellen. Und der historischen Seite des Problems auch nur einigermaßen sachlich gerecht zu werden. Dazu aber sind wir zur Zeit außer Stande. Der durch die ganze vorliegende Arbeit durchgehaltene spezifische (ontologische) Aspekt mag seinerseits auf die Problematik irgend ein spezifisch erhellendes Licht werfen. Nur deshalb wagen wir es, sie in dieser sachlichen Isolierung herauszugeben.

existiert räumlich, „braucht Raum“ in der jetzt speziell genommenen Bedeutung des Wortes. Das ist von vorne herein klar. Wie aber steht es hier mit der Zeit? Gibt es einen Wesenssatz der Art: nichts Existierendes ohne Zeit? Oder: Dasein braucht Zeit? Wir wollen die Antwort auf diese Frage, die, wie sich herausstellen wird, mehrdeutig und komplex ist, verschieben. Die gesamten Analysen werden dazu dienen, sie zu klären. Wir wollen jetzt nur versuchen, uns zur Anschauung zu bringen, was am Existierenden – im Unterschied etwa zum Raum – die formale Kategorie „Zeit“ nötig macht.

Ob „räumliche Breitung“ oder nicht, das wird bestimmt durch die allgemeine formale Qualifikation des Existierenden. Ob sie nämlich jene wesenhaft in sich selbst transzendente (aus sich selbst herausgesetzte!) Artung hat, die unmittelbar zur formalen Konstitution des Raumes führt und die wir an anderer Stelle zu analysieren versucht haben.¹⁾ Zeit aber konstituiert sich nicht an einer Qualifikation des Existierenden, auch nicht an einer solchen allgemeinsten und formalsten Art. Die sachliche Möglichkeit des Satzes, daß kein Existierendes ohne Zeitexistenz (welcher Satz allerdings in der gemeinten absoluten Universalität, wie wir zu zeigen versuchen werden, durchaus anfechtbar ist) weist am deutlichsten auf das Eigentümliche dieser Sachlage hin. Mag das Daseiende, allerdings bestimmter relativer Geltung, beschaffen sein wie immer, daran hängt seine notwendige Bezogenheit auf die Zeit nicht. Woran aber? Nun, an dem Faktum dieser seiner Existenz selbst. Nicht, um zu sein, wie es ist, bedarf es der Zeit, sondern um zu sein! Nicht seine eigentümliche formale Beschaffenheit bedarf dieses bestimmt gearteten „Daseinsraumes“, sondern sein Dasein selbst fordert ihn. Ohne diesen eigentümlichen Zeitraum könnte es sich überhaupt nicht konstituieren.

Gewöhnlich orientiert man sich zur Veranschaulichung zeitlicher Gegebenheit am Geschehen, an irgend einem faktischen Seinsablauf, an einer Veränderung oder Bewegung. Dabei bleibt aber leicht das Spezifische der Zeitkonstitution gerade verdeckt. Der Blick richtet sich auf das ablaufende Geschehen, nicht auf den Ablauf der Zeit. Viel klarer, weil unkompliziert, tritt das Eigentümliche zeitlicher Bestimmtheit

1) Vgl. Realontologie, 2. Kap., Jahrbuch f. Phil. u. phän. Forschung. Niemeyer, Halle.

heraus an einem Dauernden als solchen. Das Dauernde ist ja auch in der Zeit, ja es ist ohne Zeit unmöglich. Es bewegt sich zwar nicht in der Zeit, es verändert sich (als solches!) nicht in ihr, sondern es „ruht“ in ihr. Aber gerade zu dieser seiner schlichten Daseinsruhe braucht es Zeit. Ohne Zeitraum wäre diese Ruhe unmöglich, wäre ihrer „Entfaltung“ von vorne herein der Boden genommen.

Stellen wir uns also ein Ruhendes, Unbewegliches, Unverändertes schlechthin vor. Es kommt dabei selbstverständlich nicht darauf an, ob es de facto ein schlechthin (auch nur zeitweise) Unveränderliches geben kann. In der Anschauung können wir es jedenfalls festhalten und wir werden sehen, daß es nicht seine eventuelle Veränderung ist, die die zeitliche Konstitution an ihm zur notwendigen Folge hat, sondern daß absolute Ruhe das Charakteristische der „Zeitlichkeit“ nur um so prägnanter heraustreten läßt.

Zunächst sieht es vielleicht nicht so aus. Scheint nicht schon im Schweigen einer „ewigen“ Eisregion die Zeit gleichsam „stille zu stehen“? Oder wieder: scheint sie nicht über das, was sich hier in seiner starren Unbewegtheit nur mit sich selbst beschlossenen zeigt, gleichsam hinzugleiten, ohne es „fassen“, ohne es mit sich mitnehmen zu können? Als entzöge sich dieses Ruhende ihrem flüchtigen Fuß! Aber kehren wir von Bildern zu dem Versuch exakter Anschauung zurück. Richten wir unsern Blick einmal geradewegs auf das Dauernde in seiner Dauer. Was macht dann seine Unbewegtheit aus? Daß es ist und ist und ist und weiter nichts. Daß nichts „vor sich geht“ als eben nur das eine: daß es „ist“. Ja, ist da noch etwas, das „vor sich geht“? Oder ist da garnichts, was an ihm Bewegung hätte, ist es ein Stillstand, ein absolutes „Halt“? Wir brauchen diese Frage nur zu stellen, um zu fühlen, wie sich die Existenz, das pure Dasein an ihm gleichsam „aufmacht“, um sich vor unseren Augen zu retten. Oder wie nunmehr das Existierende selbst es uns entgegen hält: ich bin, ich war, ich werde sein. Ja – das ich bin, ich bin, ich bin verwandelt sich in jene Form, die nicht mehr Ruhe, sondern Bewegtheit, nicht mehr Stillstand, sondern einen Ablauf, ein Geschehen ausdrückt. Es ist ja so, daß uns ein solches Dauerndes seine Existenz, in der es steht und beharrt, nicht auf einmal entgegen werfen kann! Und zwar deshalb nicht, weil es diese seine Existenz nicht „gesammelt“ bei sich hat, nicht „in eins“ besitzt! Es kann nur hinweisen auf ein Verschwun-

denes zurück, auf ein Kommendes vorwärts. „So wie du mich jetzt siehst, war ich, so werde ich sein.“

Aber stehen wir etwas still. Ist es doch etwa nur so, daß wir, die das Dauernde in seiner bleibenden Existenz anschauen und fassen wollen, daß nur wir diese seine bleibende Existenz nicht „in eins“ fassen, nicht „gesammelt“ begreifen können? Das die Gebundenheit an das Momentane in unserer subjektiven Auffassungsfähigkeit begründet ist, nicht aber in der Daseinsweise des Dauernden selbst? Wenn wir eine Anschauung besäßen, die auf einmal Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft umfassen könnte, wäre es dann nicht anders? Würde dann nicht unser Blick ebenso bleibend auf dem „es ist“ ruhen können, wie dieses Seiende selber ruhend und bleibend „ist“? Wäre dann noch Zeit, wäre dann noch ein Dahingehendes und Kommendes? Wäre dann nicht einfach dieses: es ist? Hier scheint uns schon der Atem der Ewigkeit zu streifen. Und das war es auch, was bei der oberflächlichen Betrachtung den Anschein erweckte, als ob sich dieses Phänomen bleibender Daseinsruhe zeitlicher Bestimmtheit überhaupt entzöge. Aber dieser Schein von Ewigkeit ist wirklich ein bloßer Schein oder Anschein. Dahinter tut sich bei näherem Zusehen der ganze Abgrund zeitlicher Flüchtigkeit und Hinfälligkeit auf. Im Verlauf der Analysen wird es von Stufe zu Stufe deutlicher heraustreten, daß es bei dem bleibt, was präzisiert wurde: daß an dem Existierenden selber sein „ich bin“ ein „ich war und ich werde sein“ ist. Nicht deshalb können wir seine Existenz nicht „in eins“ fassen, weil uns das unbegrenzte Blickfeld fehlte, sondern weil das Dauernde als Dauerndes seine Existenz prinzipiell nicht gesammelt bei sich hat.

Aber hängt nicht wiederum die Unmöglichkeit, dieses „quasi“ ewige Sein in seiner ihm eignen konstanten Daseinsbreite wirklich zu „haben“, an dem ganz bestimmten objektiven Punkt, daß es ein infinites Sein, ein vorwärts und rückwärts in die Unendlichkeit laufendes ist? Wir müssen dabei natürlich seine Dauer auch wirklich als unbegrenzte voraussetzen. Es bestünde eine wesenhafte Unmöglichkeit, das, was an sich selbst ins Grenzenlose verläuft, in bestimmte Blickgrenzen zu nehmen. Nicht das an sich selbst Flüchtige dieser Existenzweise, die ja im Gegenteil eine bleibende und dauernde ist, würde uns aus der Ruhe in ihr fortweisen, sondern diese eigentümliche objektive Unmessbarkeit. Es „verliert“ sich einfach in seiner Existenz – wie

sollten wir es umschließen können! Und ist nicht gerade mit dieser nicht faßbaren Grenzenlosigkeit doch wieder der „Abgrund“ der Ewigkeit berührt? Handelt es sich nicht darum, daß wir in seltsamer geistiger Hybris das umfassen wollen, was sich uns ewig entzieht?

Der Punkt, an dem wir stehen, ist einer jener Wende- und Kreuzpunkte, von denen die Wege ebenso gut in die Region wahrer Absolutheit und Ewigkeit laufen wie auch in die einer durchaus nur scheinbaren, im Grunde aber hohlen und nichtigen „Ewigkeit“, welcher Schein (und das ist das endgültig Fatale) überhaupt nur möglich ist dadurch, daß gerade der polare Gegensatz zum wahren Absoluten – das ganz Leere und ganz Flüchtige, diese seine formale Unbeschwertheit gleichsam benützend und vorschubend – das Absolute nachahmt.

Wenn das Dauernde als Dauerndes nur wegen der faktischen Unbegrenztheit seines Daseins existenzmäßig nicht „in eins“ zu fassen wäre, so brauchten wir dieses Dasein nur vorwärts und rückwärts zu begrenzen, um endgültig zur Ruhe zu kommen. Aber so gering wir uns auch die Dauer des Dauernden vorstellen mögen, immer bleibt dieses eigentümliche „Fortweisen“ von dem aktuellen Gegenwartspunkt in eine verlorene Vergangenheit und in eine erst kommende Zukunft. Immer besteht die formale Möglichkeit einer grenzenlosen Existenz. Diese Möglichkeit aber hängt doch offenbar an der prinzipiellen Unruhe der Gegenwart, in der das Dasein nie als ganzes beschlossen liegt.

Es ist nicht so, daß sich die Existenz eines unendlich Dauernden erst an jenen dunklen Grenzen verliert, an denen wir uns vergeblich bemühen, dem immer weiter entweichenden nachzueilen (und so ad infinitum), sondern das grenzenlose Entweichen ist ja nur sachliche Konsequenz des Tatbestandes, daß das so Existierende nie – auch nicht einen „Moment“ – in seinem Sein wirklich ruht! Hier schon, in der Gegenwart setzt das Entweichen und Verlieren ein; wie sollte eine so geartete Existenz sich je in sich selbst einfangen lassen.

Was ist es denn nun eigentlich, das diese ganze Existenzweise so außerordentlich merkwürdig macht? Ein Dauerndes! Ja, wie denn dauert es? Es „ist“ – aber liegt nicht in der immerwährend drohenden Möglichkeit, daß der aktuelle Existenzpunkt der letzte ist, die ganze sachliche Problematik? Diese Möglichkeit – das

Gegenstück zu jener Möglichkeit, daß es auch unbegrenzt dauern kann! – weist unmittelbar zurück auf die zentrale und nun endlich festzuhaltende Tatsache, daß ein zeitlich Existierendes seine Existenz nicht endgültig „besitzen“ kann, sondern auf die „Erwartung“ ihrer unablässig angewiesen ist. Es „hat“ sein Dasein, aber dieses „Haben“ grenzt unaufhebbar an die formale Leere des möglichen Nichthabens. Und dürfte es nun wenigstens so sein, daß das Existierende das einmal in sein „Haben“ gegebene Dasein ansammeln könnte als gesicherten Daseinsbesitz! Aber sobald wir die Frage stellen, ob es ein solches über das „gerade Haben“ hinausliegenden Über- oder Zurückgreifen in einen angesammelten Existenzbesitz gibt, tut sich dieselbe Leere auf. Auch rückwärtig kann es sich seiner Existenz nicht unmittelbar versichern. Kein „Haben“ von Existenz wird zu einem Haben, sondern die „gehabte“ Existenz ist unmittelbar auch eine solche, die nicht im Besitzbereich des so Existierenden liegt. Was bedeutet es für das Existierende selbst, daß es immer gewesen ist? In seiner Existenz auf sich selbst bezogen liegt es der formalen Sachlage nach nicht anders, als ob es eben jetzt „anfinge“ zu sein.

Aber wir müssen noch näher treten. Unsere bisherige Formulierung könnte mit einem gewissen Recht dem Vorwurf Raum geben, wir würden das Wesen der Zeitlichkeit mit an sich selbst schon zeitlichen Bestimmungen zu fassen versuchen, uns also in einem *circulus vitiosus* bewegen. Solange wir die Sache noch so sehen, als ob das faktisch vollzogene „Haben“ der Existenz (in der Tat „existiert“ es ja) in sich selbst ein solches im prägnanten Sinne zwar ist und sich nur eben „unaufhörlich“ in ein Nichtmehr-Haben rückwärtig verwandele, resp. ihm vorwärtig ausgesetzt sei, kommen wir aus dem sachlichen Zwang, zeitliche Bestimmungen benützen zu müssen, nicht heraus. In der Art dieses „Habens“ selbst muß sich schon das ausweisen, was sich dann als zeitliche Bestimmtheit konsequenterweise konstituieren wird.

Wie begründet sich denn sachlich-wesenhaft diese eigentümliche Unerreichbarkeit der eignen Existenz durch das Existierende? Es ist ja in der sachlichen Wurzel nicht Zweierlei: das Noch-nicht-Haben und Nicht-mehr-Haben. Diese formalen Bestimmtheiten konstituieren sich erst als Möglichkeit, dann allerdings auch als Notwendigkeit, wenn wir über die direkte und unmittelbare Beziehung des Existierenden zu seiner Existenz (nun als aktuelle faktische Habe) hinausschweifen zu dem, was

nicht mehr oder noch nicht aktuelle Habe ist. Was aber sehen wir, wenn wir uns einmal wirklich auf diese aktuelle Existenzhabe selbst konzentrieren? Wir sagten es schon einmal: ein „Haben“, das auch an sich selbst kein Haben ist. Eine Existenz, die dem Existierenden wesenhaft äußerlich bleibt. Die da, wo es sie „hat“ oder sofern es sie „hat“, doch nicht in es hineinreicht oder mit ihr verwächst, so daß es ihrer wahrhaft inne würde. Das zeitlich Existierende kann sich mit seiner Existenz nicht zusammenschließen; denn diese kommt schon garnicht in dem Sinne „in es hinein“, daß es ihrer überhaupt habhaft werden könnte. Ja, wie dann? Sie wächst ihr ja in der Tat zu; aber dieses Zuwachsen ist ein zugleich an sich selbst Nicht-zuwachsen. Die Existenz wird ihr ja „zuerteilt“, aber in dem „Zuerteilen“ bleibt sie ihr zugleich entzogen. Die Existenz nimmt das Existierende in Beschlag, aber mit dem ganz bestimmten: so weit (nicht zeitlich, sondern besitzmäßig sachlich verstanden) und nicht weiter! Wie die Tangente den Kreis immer nur in einem Punkt berührt, so wird hier die Existenz berührt, ohne daß eine wesenhafte Einigung stattfinden könnte.¹⁾

Wenn wir davon sprachen, daß die Existenz in das so Existierende nicht hineingelange, daß sie ihr prinzipiell äußerlich bleibe, so könnte das Mißverständnis entstehen, als wenn wir von einem „Inneren“ und „Äußeren“ in irgend einem äußerlich scheidbaren Sinne sprächen. Indes verbietet schon der Blick auf den wesenhaften „Träger“ der Existenz, auf das „Was“ der Existenzprädikation solche äußerlich bannale, solche naturalistische Interpretation. Wir müssen hier an Analysen der Real-

1) Wir können im Prinzipiellen hier nur wiederholen, was schon oft gesagt worden ist. Man muß versuchen zu sehen, was bedeutet werden soll. Es handelt sich um eine dieser letzten Gegebenheiten, die man nur durch Umschreibungen und bildliche Wendungen zu Gesicht bringen, ins Gesichtsfeld rücken kann, aber nicht weiter. Wer diese bildlichen Wendungen begrifflich und definitiv „ernst“ nimmt, statt sie als in sich selbst ungewichtige Wegweiser zu benutzen zu dem Einen hin, was sich dann eben nicht mehr sagen, sondern nur noch sehen läßt, der hat es leicht, auch jetzt noch auf sachliche Zirkel oder dergleichen hinzuweisen. Aber er wird naturgemäß den springenden Punkt verfehlen. Er wird vor lauter Sachlichkeit die Sache nicht sehen und begreifen können; er wird vor lauter Bedacht auf Genauigkeit und sachlicher Angst vor dem Vagen das entscheidend Exakte, das sich eben in all den Vagen herauskristallisieren möchte, verfehlen. Denn es ist wesenhaft unmöglich, letzte Gegebenheiten, wenn man sie wirklich selbst finden will und nicht etwas Anderes, anders als durch das Vage hindurch zu Gesicht zu bringen.

ontologie (vgl. Anm. I, S. 144) anknüpfen. Dort ist der Versuch gemacht worden, das Eigentümliche der Realitätssetzung überhaupt herauszustellen. Es handelte sich darum zu zeigen, daß man wesenhaft nur da von Realitätssetzung, von Existierendem und Existenz sprechen könne, wo die betreffende Entität die sie essentiell bestimmende Washeit wirklich „trägt“, wo sie zum Hypokeimenon ihrer eigenen Washeit wird und sich mit derselben wahrhaft „bekleidet“ oder „ausgestattet“ zeigt, insofern diese zur „leibhaften“ oder zur „substanziellen“ Darstellung an ihr kommt. Dies war eine Bestimmung in absoluter Wesensallgemeinheit: keine Realität, die sich dieser formalen Wesensbestimmtheit entziehen könnte, sie mag Gott heißen oder Stein.

Wenn es um die Frage zeitlicher Existenz geht, so kann nur ein wahrhaft Existierendes, eine Realentität in dem prägnant gefaßten Sinne in Betracht kommen. Ideales Sein ist überhaupt nicht realiter setzbar; damit ist es jenseits von Zeit oder nicht Zeit. Eine Realität ist als solche mit sich selbst „beschenkt“ und damit ist sie eben leibhaft „gesetzt“. Die Form aber nun dieser Beschenkungs- und damit der ganzen Setzung ist bei dem zeitlich Existierenden eine ganz bestimmte, eine spezifische. Es gilt allerdings, gerade an dieser Stelle sehr genau hinzusehen. Abgesehen noch von dem „Was“ der Beschenkungs-, von ihrem Inhalt (ob es ein „Solches“ oder ein „Solches“ ist, das in der leibhaften Setzung zur realen Konstitution kommt, Gott oder Stein oder Farbe oder Halluzination), ist an der Form der Beschenkungs- oder Aufjagung oder Setzung selber noch deren mögliche verschiedene qualitative Beschaffenheit und deren spezifische formale Beschaffenheit oder Eigentümlichkeit zu unterscheiden. Weitere eingehende Analysen der früheren Arbeit (vgl. Anm. I) zeigten, daß eine ganz bestimmte qualitative Beschaffenheit in der Form einer solchen Realitätssetzung zu dem spezifischen materiellen oder raumerfüllenden Sein führt. Ebenso führt nun eine bestimmte formale Beschaffenheit in der Form solcher Realitätssetzung zu deren notwendig zeitlicher Konstitution oder zur Konstitution in der Form eines zeitlich Dauernden.

Auf die Art und Weise also, wie die Realentität, ihre eigene Washeit leibhaft besitzend und damit selber leibhaft (realiter) „gesetzt“ oder „aufgerichtet“, formal in diesem ihrem „Besitz“ oder in dieser ihrer „Setzung“ darinsteht, kommt es an. Wenn wir oben davon sprachen, daß es sich um die eigentümliche Art handelt, wie

das Existierende diese seine Existenz hat oder besitzt, so ist das nichts anderes. Denn indem eine Realentität als sich selber besitzende oder mit sich selber substantiell beschenkte konstituiert ist, ist sie auch als realiter existierende konstituiert. Und die eigentümliche formale Art jener „Beschenkungs-“ mit sich selbst macht als solche und in sich auch die eigentümliche formale Art ihrer Existenz aus, resp. die eigentümliche Art ihrer „Existenzhabe“. Indem sie überhaupt als leibhafte aufgerichtet ist, ist sie als existierende aufgerichtet. Und sofern jenes substantielle Darinstehen in ihrer eignen Washeit ein formaliter prinzipiell „äußerliches“ ist, ist es darin und damit auch die Existenzart selber. Denn jenes macht diese aus.

Wir sehen jetzt besser, daß von einer äußerlich-naturalistischen Interpretation jenes gebrauchten Gegensatzes von „innerlich“ und „äußerlich“ keine Rede sein kann, da es sich ja um rein formal-wesenhafte Konstitutionsverhältnisse handelt. Wir können das Gesagte auch noch etwas anders wenden. Indem eine Entität zum Hypokeimenon ihrer eigenen Washeit wird, „hat“ sie „sich“; und indem sie „sich“ hat, „hat“ sie auch ihre Existenz. Wenn sie „sich“ verliert oder nicht mehr hat, „hat“ sie auch keine Existenz mehr, hat sie auch diese verloren oder sich aus dieser herausverloren. Nun sahen wir, daß bei einem zeitlich Existierenden immer die formal-wesenhafte Möglichkeit besteht, auch nicht zu existieren. Oder, wie wir uns jetzt auch ausdrücken können: die formal-wesenhafte Möglichkeit, ihrer eignen Leibhaftigkeit, ihrer Substantialität verlustig zu gehen. Hat sie sich in diesem Sinne leibhaft und substantialiter nicht mehr selbst, „ist“ sie auch nicht mehr. Es besteht kein notwendiges („innerliches“) Verhältnis zwischen ihr und ihrer eignen Washeit, sofern es sich um ihr substantielles (nicht nur formal-qualitatives) Verhältnis zu dieser Washeit handelt. Ebenso oder vielmehr hiermit besteht auch kein notwendiges (inneres), sondern nur faktisches Verhältnis zwischen ihr und ihrer eignen Existenz.

Wir setzen also „inneres“ und „äußeres“ Verhältnis gleich mit formal notwendigem und nur faktischem oder, sagen wir, „gleichgültigem“ Verhältnis? Ja, aber doch nur insofern, als jene Notwendigkeit und diese Gleichgültigkeit eine formale Folge der „Innerlichkeit“ resp. „Äußerlichkeit“ des Verhältnisses an und für sich ist. Wir sind also keineswegs der Verpflichtung enthoben, die gemeinte Innerlichkeit und Äußer-

lichkeit selbst zu charakterisieren. Die Gesamtheit der vorliegenden Analysen dreht sich auf einer neuen Stufe und unter immer neuen Aspekten um diesen einen Punkt. Aber, so fragen wir zunächst, gibt es denn überhaupt ein Existierendes, das seine Existenz als ein notwendiges und damit, wie wir uns ausdrücken, innerliches Requisite besitzt? Oder, um uns vorsichtiger auszudrücken: kann es – wesentlich – ein so Existierendes geben? Wir stehen hier vor der philosophisch-metaphysischen Cardinalfrage, an die sich, wie bekannt, ein wesentlicher Teil der Problematik der Gottesbeweise anschließt. Wir werden bald sehen, daß sich die Frage nach dem Wesen zeitlicher Existenz endgültig nur von diesem absoluten Boden aus wirklich beleuchten läßt, resp. daß das eigentümliche Wesen zeitlicher Existenz erst in der Abhebung von dem ewigen Existenz wahrhaft herauszutreten vermag. Ja, was weit mehr bedeutet (und aus der Phänomenologie in die Metaphysik hinüberführt): daß die Zeit sachlich in der Ewigkeit wurzelt und ohne sie gar nicht „sein“ kann. Vorerst aber müssen wir unsern Blick wieder zurück auf das zeitliche Sein selbst konzentrieren, um gerade hier bis zu dem problematischen Punkt vorzustoßen, an dem sich die wesentlich-sachliche Unhaltbarkeit zeitlicher Existenz, wenn seinsmäßig isoliert genommen als ein Abgrund vor uns auftut.

2. Stufe: Exakt ontologische Fassung.

Kehren wir zu unserm Anfangsbeispiel zurück: dem in der Zeit unveränderlich Dauernden. Was machte seine Existenz trotz seiner scheinbaren Ewigkeitsruhe so problematisch. Daß es sich mit und in dieser seiner Existenz immerwährend „verliert“ und immerwährend auf ein neues „Empfangen“ derselben angewiesen ist. Wir antworten zunächst: das gründet eben in der Zeit; das ist die selbstverständliche Folge der zeitlichen Konstitution. Immerwährend sinkt es zurück in die ablaufende Zeit und nimmt sich aus der kommenden. Es „war“ schon vor Jahrtausenden. Aber was ist ihm das jetzt, jetzt! Gewiß, sofern seine Vergangenheit irgend welche Folgen für sein jetziges Sein besitzt (und es besitzt solche immer), läßt sich diese „Vergangenheit“ an ihm nicht durchstreichen; kein Tag, keine Sekunde, kein Moment

kann in diesem Sinne verloren gehen. Aber das hebt jenen andern Tatbestand nicht auf, ja macht ihn um so krasser: daß dieses vergangene Sein nicht mehr in seiner faktischen „Reichweite“ liegt, daß das Dauernde nicht mehr (realiter und leibhaft) dort hin kann. Wäre es ein geistiges Wesen, so bestünde die formale Möglichkeit der Erinnerung, der Vergegenwärtigung. Das ist ja tatsächlich so etwas wie ein „Hinkönnen“. Man kann sich in die Vergangenheit zurück leben, als stünde man mit seinem leibhaften „Jetzt“ nicht im Jetzt, sondern im Damals. Und man kann auch die Vergangenheit zu sich heranziehen, als wäre ihr „damals“ nicht damals, sondern jetzt. Aber schon die Konjunktive deuten an, daß es sich hier wesentlich nur um ein „als ob“ handeln kann. Nur eben um eine Vergegenwärtigung, nicht um eine wiederum zur Gegenwart gemachte Vergangenheit. Nicht um ein substantielles Hinreichen, sondern um ein nur „geistiges“. Diese Unmöglichkeit des substantiellen Hinreichens bekundet sich in der wesenhaften Unmöglichkeit, in dieser Vergangenheit realiter etwas ändern zu können.

Aber schon diese Kennzeichnung und die aus ihr hervorgehende Frage ist charakterisiert durch Inexaktheit wegen oberflächlich naturalistischer Blickrichtung. Es ist ja schon absurd, die Frage des möglichen „Hinreichens“ überhaupt zu stellen. Aber wohl verstanden: im letzten sachlichen Sinne ist sie keine Absurdität! Zeitliche Existenz an sich selbst und damit Unerreichbarkeit der eben anscheinend noch im Bereich liegenden Existenz ist keine Selbstverständlichkeit! Sondern es wird sich uns im Gegenteil die Tiefe des Problems erst dann aufreißen, wenn wir gesehen haben, wie merkwürdig der Tatbestand ist, daß das Seiende sein eignes Sein nicht so weit in der Hand hat, daß es dasselbe eben in der Hand hat und damit auch behält. Begreifen wir aber nun, daß dem in der Tat so ist, daß das zeitlich Existierende seine eigne Existenz, die es hat, unentwegt nicht hat, dann wird allerdings die Tatsache der Unerreichbarkeit des prinzipiell immer Verlorenen und prinzipiell nie bleibend Besessenen eine sachliche Selbstverständlichkeit.

Sofern wir nämlich von einem möglichen oder faktisch unmöglichen „Hinreichen“ sprechen, stellen wir uns die Vergangenheit wie ein Gefäß vor, in dem das verfllossene Sein doch noch „irgendwie“ wenn auch aktuell unerreichbar zurück bleibt. Als wäre Zeit eine objektiv für sich setzbare, leere Form, einem Flußbett vergleichbar, in

dem das reale Sein unaufhaltsam aus der Zukunft kommend, an der Gegenwart vorbeileidend, in die Vergangenheit zurückströmt. Hier macht man Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft zu fixen und naturalistisch-mystischen Stationen in dem naturalistisch-mystischen Etwas „Zeit“. Bei solcher Kennzeichnung handelt es sich wirklich nur um vage Bilder.¹⁾

Nein – das ist ja gerade der Punkt, auf den wir hinzielen und den es zu anschaulicher Exaktheit zu bringen gilt: dieses radikale Absinken in das Nichts der „Vergangenheit“ ist so ernst, so eigentlich, so exakt zu nehmen, daß eher die anscheinend so gesicherte Gegenwartsexistenz über den allzu nah drohenden Abgründen von Vergangenheit und Zukunft mit ins Wanken gerät, als daß wir versucht sein dürften, auch das vergangene und zukünftige Sein noch in irgend einem Sinne auf die Basis der Existenz zu heben. Nicht hat das Vergangene den Charakter der Nicht-Existenz, weil es eben vergangen ist (das ist eine banale Selbstverständlichkeit, aber keine sachlich-wesenhafte Folge), sondern das Seiende verfällt diesem formalen Abgrund „Vergangenheit“, weil es ein mit und unter seiner faktischen Existenz unentwegt Nicht-Existierendes ist. Der eigentümliche Tatbestand in sich selbst nicht gesicherter (man könnte fast sagen: nicht-existenter) Existenz ist die Voraussetzung; an ihr konstituiert sich als notwendige formale Folge Vergangenheit und Zukunft. Nicht aber ist Vergangenheit und Zukunft die Voraussetzung, die nun als ein fatales Schicksal das in sich selbst gesichert Gegenwärtige und damit voll Existente in die Nicht-Existenz hineinreißt.

So kehren wir also wieder zu dem einen Punkt zurück, auf den sachlich alles ankommt: die sich in dem konstanten Hinabsinken in die Vergangenheit ausdrückende „Hinfälligkeit“ des zeitlich Gesetzten hat ihre ontische Wurzel in der Seinssetzung selbst, in der vollaktuellen Gegenwärtigkeit. Hier schon, in diesem einen einzigen Gegenwartspunkt muß alles gefunden werden, was konsequenterweise die formale in Vergangenheit und Zukunft eingespannte Dimension konstituiert. Hier liegt die ontische Geburtsstätte der Zeit. Wir haben ja schon durch verschiedenste

1) Inwiefern eine solche Kennzeichnung dennoch ihr zunächst rein phänomenales, dann aber auch auf letzter absoluter Ebene sachliches Recht hat, werden wir später sehen. Hier kommt es darauf an, die ontische Situation so rein und exakt wie möglich zu fassen.

Wendungen versucht, diese Sachlage auszudrücken: dem zeitlich Existenten ist seine Existenz nur „äußerlich“. Indem es sie „hat“, hat es sie doch nicht. Sein Existenzbesitz kann sich nur deshalb immerwährend in einen Nichtbesitz verkehren, weil schon der aktuelle Besitz selbst wie nur „auf Abbruch“, weil er selbst ein nicht besessener Besitz ist. Aber es kommt jetzt darauf an, das erstmalig Illustrierte noch in anderer exakter Form zu Gesicht zu bekommen.

Wo liegt denn der Schnitt zwischen Vergangenheit und Zukunft? Daß es nur ein Schnitt ist, durch nichts weiter darstellbar als durch einen mathematischen Punkt, ist klar. Von diesem „Punkt“ leben wir. Auf diesem „Punkt“ ruht das Sein alles Existierenden überhaupt, soweit es eben zeitlich existiert. Wie ihn festhalten? Die gesicherte Daseinsbreite schwindet. Sie schwindet bis auf einen Rest, der wie ein „Nichts“ ist. Und doch dürfen wir dieses „Nichts“ nicht auslöschen. Auf ihm ruht die Existenz wirklich. Hier ist Existenz, hier ist Seinssetzung, unaufhebbar. Hier ist Daseinsaktualität. Wir müssen lernen, sie zum Stehen zu bringen. Ist das möglich? Ist nicht eben Gegenwart und damit Existenz das Verrauschende, das unaufhebbar Fließende? Was fließt denn eigentlich? Das Bewußtsein, doch in dieser gegebenen Existenz ruhen zu können, das Bewußtsein einer doch vorhandenen „Daseinsbreite“ hat irgendwo ihr phänomenales und damit sachliches Recht. Als wäre es doch in irgend einem Betracht künstlich, sich von den Abgründen rechts und links dahinreißen zu lassen. Doch irgendwie nur „spekulativ“! Aber blicken wir auf die Zeitdimension selbst, so läßt sich die Sache nicht umgehen: die aktuelle Existenz schrumpft in eine bloße Berührung mit dem Sein zusammen, eine Berührung mit ihr in einem einzigen Punkt. Kaum berührt, versinkt sie. Oder ist das falsch ausgedrückt? Können wir nicht diese punktuelle Berührung – und als solche müssen wir sie festhalten – doch festhalten. Sie selbst versinkt ja gerade nicht, sondern bleibt. Soweit reale Existenz, soweit auch bleibend punktuelle Berührung mit dem realen Sein. Dieser Gegenwartspunkt ist ein andauernder, ein fixer, fast möchte man sagen, ein stabiler. Was fließt und bewegt sich denn eigentlich?

Aber ist es denn nicht nur deshalb überhaupt möglich, von punktueller Berührung zu sprechen, weil der Jetztpunkt unaufhörlich in die Vergangenheit rückt und sich aus der Zukunft neu nimmt? Weil er gerade ein unaufhaltsam vorübergehender

der ist? Wie können wir versuchen wollen, ihn zum Stehen zu bringen! Wie können wir fragen, was denn eigentlich fließt! Denken wir an die den Kreis berührende Tangente. Und setzen wir die Tangente in Bewegung, indem wir sie durch diesen einen bleibenden Punkt hindurch den Kreis passieren lassen. Gerade so liegt das Existierende der Existenz an! Inwiefern sie nur „punktuell berührend“? Weil das Existierende mit und in der Zeit an der Existenz vorüber eilt, sich in Bezug auf sie in kontinuierlicher Bewegung befindet – wie die den Kreis passierende Tangente? Nein: dieses Passieren in einem Punkt ist nicht die Voraussetzung für das Faktum nur punktueller Berührung, sondern eine mögliche Folge derselben. Nicht deshalb berührt, um auf unsere Illustration zu blicken, die Tangente den Kreis immer nur punktuell, weil sie an ihm vorbei zu gleiten gezwungen ist; sondern sie kann an ihm nur in immer punktueller Berührung vorbeigleiten, weil diese Art der Berührungsgemeinschaft mit dem Kreis die der Tangente einzig mögliche ist! Sie kann mit dem Kreis, wenn überhaupt, nur in punktueller Gemeinschaft treten (sei es an ihm ruhend oder ihn passierend) – solange sie sich nämlich als solche notwendig außerhalb seiner befindet.

Die Anwendung ist unmittelbar. Nicht deshalb ist die Gemeinschaft des Existierenden mit der Existenz eine immer nur punktuelle, weil das Existierende in und mit der Zeit an der Existenz vorüber zu passieren gezwungen ist (woher diese Notwendigkeit des Passierens kommt und damit die Konstitution der Zeit an sich selbst, werden wir sehen); sondern das Existierende ist gezwungen, die Existenz in immer nur punktueller Berührung zu passieren, weil es nicht anders als in punktueller Berührung mit der Existenz in Gemeinschaft treten kann. Und wir haben mit jener Illustration zugleich den ontischen „Grund“ mitgefaßt, weshalb und inwiefern dem so sein muß. Die Tangente bleibt als Tangente notwendig außerhalb des Kreises; sie ist ihm wesenhaft transzendent. Diese wesenhafte Transzendenz drückt sich in der wesenhaft nur punktuellen gegenseitigen Berührbarkeit aus. Sie können nicht mehr miteinander gemeinsam haben als nur einen Punkt. Genau hier liegt die ontische Einsicht, auf die wir hinzielen. Das zeitlich Existierende vermag seiner gegebenen ontischen Konstitution nach mit der Existenz nicht mehr gemeinsam zu haben als nur einen „Punkt“. Im Blick auf die ontische „Ursache“ ausgedrückt: es ist

ihr ebenso transzendent (nicht mehr und nicht weniger) wie die Tangente dem Kreis. Dies ist ein konstitutionell ontisches Faktum, das der zeitlichen Setzung zu Grunde liegt, nicht auf ihr beruht.

Was wir hier als wesenhaft punktueller Berührungsexistenz fixieren wollen, sich begründend in jener eigentümlichen „Transzendenz“, ist, wie man sofort sehen wird, wiederum nichts anderes als jene Situation, der wir in immer neuen Wendungen schon im ersten Abschnitt der Analysen nachgingen. Aber es wird uns, was von außerordentlicher Wichtigkeit ist, jetzt leichter werden, den Blick an der ontisch maßgebenden Stelle festzuhalten, um an dieser Stelle Zeit und zeitliche Setzung allererst sich konstituieren zu lassen – anstatt mit dem Blick von vorne in die Zeit abzugleiten. Die punktueller Berührung ist ein (ontisch-konstitutionelles) Faktum, das als solches einfach besteht und mit „fließender Zeit“ oder dergleichen an sich selbst noch nichts zu tun hat.

Versuchen wir mit dieser gewonnenen direkten Blickrichtung jetzt noch einmal in der Anschauung festzuhalten, was zwischen Existierendem und Existenz wesenhaft nur „punktueller Berührung“ auf Grund wesenhafter Transzendenz besagt. Wenn wir im ersten Abschnitt sagten, daß es sich um eine „Habe“ handle, die eigentlich keine Habe, um einen Besitz, der kein Besitz sei, so ist das nunmehr ganz eigentlich zu nehmen. Und zwar unter vorläufiger Abstraktion von allem „Versinken“ der Existenz in die Vergangenheit oder aller Existenzenerwartung aus der Zukunft. Unter Konzentration auf die Stelle der faktischen aktuellen Existenz. Wir müssen sagen, daß hier „Geben“ und „Nehmen“ prinzipiell in Eins gesetzt ist. Das Gegebene (die Existenz) ist als solches ein Genommenes. Nicht ein „wieder“ Genommenes, als handle es sich um zwei Akte, die aufeinander folgen – mögen sie als noch so nahe, ja in „Continuität“ aufeinander folgend gedacht werden. Nein, da wäre Zeit schon wieder vorausgesetzt. Das Gegebene selbst ist als Gegebenes ein Genommenes. Die Existenzsetzung bleibt selbst und als solche im Nichts. Sie kommt vom Nichts, das gesetzte Sein vom Nichtsein nicht los. Es bleibt bei einem Hangen zwischen Nichtsein und Sein. Die Existenz nimmt das so Gesetzte nicht wahrhaft auf, obwohl es von der Nichtexistenz entlassen ist; aber ebensowohl nimmt es die Existenz auf, obwohl es von der Nichtexistenz nicht wahrhaft entlassen ist. Das Sei-

ende bleibt formal konstitutiv an der Grenze zwischen Sein und Nichtsein. Eine wesenhaft unzeitige Geburt. Dem Abgrund des Nichts entsteigend, aber ihm unaufhebbar in diesem Entsteigen verfallen. Der Realität anhängend, aber von ihr in diesem Anhängen zurückgestoßen.

Wiederum ist hier eine naturalistische Mißdeutung möglich. Bei den Ausdrücken „unzeitige Geburt“ und „Hangen zwischen Sein und Nichtsein“ könnte man an etwas nur eben nicht zur wirklichen „Ausgebur“ (Aktualität seiner selbst) Gelangendes denken. An ein Etwas, das aus der Anlage oder Potenz zur Entfaltung drängt, aber nun nicht wirklich heraus kann. An ein Stehenbleiben auf der Grenze zwischen Potenzialität und Aktualität im Entwicklungssinne! Aber es ist ja selbstverständlich, daß eine solche Sachlage nur in der Zeit möglich ist, sie voraussetzend. Daß es sich dabei nicht um eine ontisch-konstitutive Grundlage, sondern schon um ein diese Grundlage konstitutiv bereits einschließendes Verhältnis handelt. Es ist auch bei dieser mißdeutenden Interpretation schon wieder das „Ja“ der Existenzsetzung und das „Nein“ auseinandergenommen – in der Weise des potenziellen „Ja“ und des aktuellen „Nein“. Das Betreffende ist auf dem Wege zum Heraustreten in die Aktualität, aber es „kann“ nicht. Es bleibt auf diesem Wege hängen. Das aber setzt Zeit voraus. Wir dagegen sprechen von einer Sachlage, in der das Ja und Nein der Existenzsetzung im absolut exakten Sinne in eins zu setzen ist! In der das Ja das Nein ist und das Nein das Ja!

Jener sich nicht vollziehende – als solcher andauernde und damit eben schon als zeitlich charakterisierte – Übergang von Potenzialität und Aktualität ist sogar besonders geeignet, um die ontische Sachlage, die wir zu charakterisieren im Begriff stehen, zur schärfsten Abhebung zu bringen. In der puren Existenzsetzung als solcher handelt es sich so wenig um einen Übergang (wenn auch stehen bleibenden!) von Potenzialität zu Aktualität, daß es gerade zu dem Spezifischen der Sachlage gehört, alles Potenzielle radikal auszuschalten und eine Aktualität in so pointiertem Sinne zu etablieren, daß sie in sich selbst an das radikale Nichtsein grenzt. Wäre irgend ein „Raum“ oder eine sachliche Möglichkeit vorhanden für einen „Übergang“ aus dem Nichtsein zum Sein oder umgekehrt, so fiel gerade die prinzipielle Schärfe der Sachlage dahin. Nicht weil es um einen Mangel an Aktua-

lität geht, ist man genötigt von der direkten Vereinigung des Ja und des Nein im Existenzsinne zu reden, sondern weil es um die, wenn wir so sagen dürfen, „nackte“ Aktualität geht. Jeden möglichen Rückhaltes gleichsam an einem potentiellen „noch Nicht“ oder „nicht Mehr“ entbehrend, in das es sich zurückziehen oder bergen könnte, ist es gerade wegen der dem Nichtsein unmittelbar (in sich selbst) entrisenen Schärfe der Aktualität diesem Nichtsein konstitutiv und durch und durch ausgesetzt. Es ist „Sein im Nichtsein“ so sehr auf des Messers Schneide, daß es in sich keinen möglichen Bestand hat. Es ist Aktualität schlechthin.

Die vorige Kennzeichnung dürfte dem, der die Sache schon einigermaßen im Auge hat, eine entscheidende Beleuchtung geben. Sie ist aber weniger hinführend. Und wurde an dieser Stelle nur veranlaßt durch jene mögliche naturalistische Mißdeutung. Kehren wir zu unserm gradlinigen Weg zurück. Die aktuelle Gegenwärtigkeit in der Zeit ist ein sachliches Paradox. Als solches muß es gefaßt und festgehalten werden. Es ist eine Seinssetzung, die in sich als solche aufgehoben ist, weil sie das Nichtsein in sich prinzipiell nicht überwinden kann. Das so Existierende steht konstitutionell, was seine Existenz betrifft, auf des „Messers Schneide“. Da es diese seine Existenz in keinem Sinne in sich aufzunehmen vermag, bleibt dieselbe eine – wiederum ontisch-konstitutionell – nur gerade „zugemessene“. Man muß hier verstehen: diese Seinszugemessenheit kann – als ontisch konstitutionelle – in keinen (auch nur momentanen) Besitz übergehen, wie es die selbstverständliche sachliche Folge irgend einer Zumessung im naturalistischen Verstande ist. So vorhandene Existenz ist die „zugemessene“ schlechthin. Sie steht in der Zugemessenheit. Und damit in der prinzipiellen Transzendenz zu dem, was ihr zugemessen ist (am Sein!), an dem sie doch insofern wahrhaftigen Anteil hat, als eben die Zugemessenheit selbst faktisch besteht. Es gibt in der Tat keine bessere Illustration als jenes räumliche Bild von der den Kreis wesenhaft nur in einem Punkt berührenden Tangente. Denn auch diese geometrische Situation ist eine Paradoxie: eine Teilhabe, die keine Teilhabe ist und dennoch eine ist. Aber in nackter Pointiertheit ruht.

Auf der dritten Stufe dieser Untersuchungen werden wir zu einer eigentlichen ontischen Grundlegung dieses paradoxen Verhältnisses kommen. Dort wird der ontische „Nerv“ der Sachlage erst wirklich bloß gelegt werden. Noch haben wir

aber durchaus keine Anschauung davon gewonnen, wie nun in diesem Grundphänomen die faktisch gegebene Zeit darinsteht, resp. sich in ihm ontisch konstituiert. Diese Blickrichtung, die wir bisher vermieden haben und vermeiden mußten, wird uns zugleich das ontische Zentrum selbst mehr und mehr erhellen und befestigen.

Wir müssen es exakt festhalten, daß die punktuelle Existenzberührung ein ontisches Faktum ist und als solches solange an dem in ihm Konstituierten besteht als dieses Konstituierte selbst besteht, resp. Existenz hat. Sehen wir auf ein über eine bestimmte Zeitstrecke hin Dauerndes, so steht dieses Dauernde in der punktuellen Existenzberührung, solange es dauert. Denn seine Existenzart ist ontisch-konstitutionell eine solche punktueller Existenzberührung. In diesem Aspekt gesehen, ist dieses ontische Moment das Bleibende! Es ist der Faktor, durch den das Dauernde zur bleibenden Ruhe im Sein faktisch gelangt. Wir legen dann die gesamte Seinserstreckung des Dauernden gleichsam auf eine Ebene, fassen seine Vergangenheit und Zukunft mit seiner Gegenwart als die ihm faktisch eigne persönliche „Daseinsbreite“ zusammen. In dieser Daseinsbreite steht es; in dieser Daseinsbreite hat es faktische und aktuelle Existenz; in dieser Daseinsbreite liegt es der Existenz faktisch an und hat Teil an ihr. In dieser Daseinsbreite ist es nun aber auch konstitutionell in nur punktueller Existenzberührung gesetzt. Und damit kommen wir zu der Sachlage, an der sich die Grundparadoxie im Faktischen ausweist und ins hellste Licht gesetzt wird.

Punktuelle Berührungsexistenz ist eine solche, die „Daseinsbreite“ – auch minimalster Art – wesenhaft ausschließt. Es liegt in dieser Existenz ja, daß an seiner Wurzel selbst ein Nein ist, keine Möglichkeit eines wesenhaften (immanenten) Seinsbesitzes. Was ist aber im Grunde – sachlich genommen – die faktische Seinserstreckung eines Dauernden? Sein faktischer Seinsbesitz! Das Ganze an Existenz, indem es stehen kann! Das gesamte, ihm „persönlich“ eigne und zustehende Daseinsgut! Oder, wie wir auch sagen können, seine faktische Gegenwart! Diese seine Daseinserstreckung ist seine „Gegenwart“, sofern sie eben die faktische Teilhabe an der Existenz darstellt. Aber – und nun kommt die Umkehrung – dieses faktische Daseinsgut, diese persönliche Existenzteilhabe in ihrer Ganzheit bleibt an dem Dauernden etwas prinzipiell „Ideales“! Etwas nie Erreichtes, nie

faktisch Gehabtes, nie faktisch zur Habe und zum Besitz Kommendes! Wie sollte es das! Da der ontische Grundfaktor punktueller Berührungsexistenz eine faktische Existenzteilhabe wesenhaft ausschließt. Auch – selbstverständlich, da es sich um einen konstitutionellen Faktor handelt – solche minimalster Art. Nehmen wir irgend ein „momentan“ Existierendes, so muß doch auch dieses mit seiner Momentanität im Dasein faktisch „Platz“ finden; es muß gesetzt sein, ohne mit seiner Setzung selbst aufgehoben zu sein. Es muß gesetzt sein, wenn auch nur einen „Herzschlag“ lang, aber doch als Dauerndes – in der Zeit. Das ist aber – prinzipiell! – schon „mehr“, als die Setzungsart selbst zuläßt. Das Momentane verlangt ein, wenn auch nur momentanes, Existenzja, das als solches ein Existenzja ist und bleibt (mag es auch so schnell wie immer wieder aufgehoben werden); die punktuelle Existenzberührung aber ist selber das Existenznein im Ja. Nirgends so wie hier sehen wir die ontische Grundlage und das faktisch sich auf ihr Aufbauende auseinandertreten. Das Faktum punktueller Berührungsexistenz ist mit zeitlich momentaner Existenz nicht gleichzusetzen. Es handelt sich um radikal verschiedene Seinsebenen. Schon darum ist es von außerordentlicher Wichtigkeit, das zu sehen und festzuhalten, weil nur unter Voraussetzung des wirklichen ontisch-konstitutionellen Faktums der *circulus vitiosus* vermeiden wird. Momentane Existenz ist an sich selbst schon zeitliche Existenz! Diese soll aber allererst konstituiert werden; es soll der ontische Wurzelpunkt ihres Bestehens aufgewiesen werden. Würden wir nichts weiter aufweisen als den Übergang von momentaner Existenz zu dauernder, welcher Übergang überhaupt kein prinzipieller ist und sein kann, sondern in der Kontinuität steht, so hätten wir ontisch nichts geleistet. Wir würden Zeit aus Zeit entstehen sehen. Mit dem Faktum der punktuellen Berührungsexistenz aber haben wir ein prinzipiell zeitjenseitiges Moment im Blick; kategorial-jenseitig von Zeit überhaupt, also von Momentanität und Dauer im gleichen Sinne.

Nun aber stehen wir dieser paradoxen Sachlage in ihrer faktischen Konsequenz wirklich gegenüber. Das Dauernde ist seinem rein sachlichen Sinn nach ein solches, das ein Existenzgut bestimmter „Größe“ sein persönliches Eigentum nennt. Aber als dauerndes bleibt es gerade diesem persönlichen Eigentum konstitutiv transzendent. Es gehört ihm „idealiter“ zu, aber realiter liegt es außerhalb seiner per-

sönlichen Reichweite. Und doch handelt es sich ja gerade um die Realisation seines Daseinsgutes an ihm, oder mit andern Worten um seine persönliche Realisation als eines so „weit“ und so „viel“ mit Existenz faktisch begabten. Aber dieses sein faktisches Eigentum steht außerhalb seiner; denn es kann mit ihm nur in einer Form in Gemeinschaft treten, die keine Gemeinschaft ist, sondern in der Gemeinsamkeit selbst das prinzipielle Auseinander darstellt.

Punktuelle Berührungsexistenz an sich selbst kann das nicht leisten, was doch geleistet werden muß, wenn Existenz in ihrer Faktizität überhaupt zustande kommen soll. Wo liegt der ontische Ausweg aus dieser widerspruchsvollen Sachlage? Denken wir uns die dem Kreis anliegende Tangente in bestimmter Weise begrenzt. Wie kann es zu einer Gesamtheit dieser Strecke am Kreis kommen? In der Ruhe prinzipiell nicht; da die Gemeinschaft eine pointierte ist. Nur in der Bewegung, im Passieren. Das was im Berührungspunkt prinzipiell nicht zu gegenwärtiger Setzung kommen kann, wird doch in der Kontinuität des Passierens gegenwärtig.

Wir sehen die Zeit entstehen. Die ontische Zwangssachlage der punktuellen Berührungsexistenz fordert das Passieren des faktischen Existenzbesitzes, resp. das Passieren der faktischen „Gegenwart“. Dieses Passieren aber bedarf des „Raums“, in den „hinein“ es vor sich geht. Dieser Raum ist die Zeit. Hier gilt es nun aber aufs Genaueste hinzusehen und zu konzipieren. Wir könnten mit einer falschen Blickrichtung alles wieder verlieren, was wir fixiert haben. Wir könnten unversehends in die banale Selbstverständlichkeit hineingeraten, Zeit doch wiederum aus Zeit entstehen zu lassen. Jetzt, da wir glücklich an einer Bewegung angelangt sind, scheinen wir uns auf durchaus bekanntem und selbstverständlichem Boden zu bewegen. Das ist ja einfach das gegebene Zeitphänomen: die Existenz kommt aus der Zukunft auf die Gegenwart zu, passiert sie und versinkt in die Vergangenheit. Am Passieren des Gegenwartpunktes hängt die ganze Aktualität. Gegenwart steht auf der Scheide zwischen Vergangenheit und Zukunft. Hätte es zu dieser Feststellung der ganzen vorhergehenden Analysen bedurft? Die Kennzeichnung dieses Phänomens an sich selbst ergibt sich in naivster Einstellung. Es wäre aber allerdings ein radikales Mißverstehen unserer Analysen, wenn man mit einem einfachen: „also“ hier einmündete. Denn die grundlegende Paradoxie läßt sich in dieses einfache Zeitphä-

nomen keineswegs einfach überleiten. Sondern im Gegenteil: an dieser ontischen Notwendigkeit des „Passierens“ der Existenz bricht sie am krassesten hervor.

Hat man nämlich einmal begriffen, was das Faktum punktueller Berührungsexistenz besagt, so wird das sich auf ihm erhebende ontische Phänomen des Passierens zu einem ebenso problematischen wie die Grundlage selbst. Jene Illustration von der am Kreis vorbeigleitenden Tangente beginnt nämlich hier gerade irreführend zu werden. Die Gerade in ihrer faktischen Erstreckung ist etwas von vorne herein als Ganzes gegebenes! Und es ist leicht, sie als solche allmählich am Kreis vorbeizuführen. Sie liegt, so weit sie den Berührungspunkt noch nicht passiert hat, sozusagen wartend bereit, resp. sie befindet sich auf dem Wege zum Passieren hin; wie sie ebenso, soweit sie den Punkt passiert hat, auf dem kontinuierlichen Wege „fort von ihm“ ist. Sie geht aus der Potenzialität über den Aktualitätspunkt zur Potenzialität mit umgekehrtem Vorzeichen. Hier haben wir ein genaues Abbild des banal gegebenen Zeitphänomens vor uns, aber deshalb gerade nicht der krassen ontischen Sachlage, die ihr zu Grunde liegt. Denn wir müssen es nun zu verstehen suchen, daß die gegebene Existenz wirklich nur auf der radikalen Schärfe der Aktualität steht und darum von einem „Kommen“ und „Gehen“ in der Kontinuität des Übergangs aus Potenzialität zu Aktualität und umgekehrt nicht die Rede sein kann.

Was es hier gerade zu konstituieren gilt, das Passieren, scheint zunächst unmöglich zu konstituieren. So wenigstens nicht, wie wir es uns, auf die phänomenale Zeit blickend, vorzustellen geneigt sind. Wir sehen die Zukunft existenzbeschwert auf die Gegenwart zukommen, sich in der Aktualität der Gegenwart gleichsam entladend oder ausschüttend; wir sehen die Gegenwart mit ihrer ganzen Seinslast oder Seinsfülle in der Vergangenheit versinkend und nun die Vergangenheit mit dieser in ihr geborgenen und aufgehobenen Last oder Fülle dahinschwinden. Die Gegenwart ist der Punkt der Scheide, das momentan akute Hervorbrechen oder Offenbarwerden des vorhandenen Existenzgutes, das kontinuierlich an dieser Scheide vorbeizieht, um sich aus der Zukunftspotenzialität an eben dieser Scheide in die Vergangenheitspotenzialität zu verkehren. Aber diese rein phänomenal gegebene Sachlage (wir werden auf ihre in einem tieferen Sinne bedeutungsvolle Sachlichkeit noch näher eingehen) findet in der zunächst zu Grunde liegenden ontischen Situation

keine Bestätigung. Es ist ja gerade der wesentliche Sinn der punktuellen Berührungsexistenz, daß sie außer diesem Berührungspunkt schlechthin keine mögliche Teilhabe am „Sein“ zuläßt. Existenz steht – in der ganzen Radikalität der sachlichen Bedeutung genommen – auf jenem einzigen Berührungspunkt. Sie steht in der radikalen Schärfe des Seins, die in sich selbst an das Nichtsein schlechthin grenzend als pure oder nackte Aktualität angesprochen werden muß. Wo ist hier ein „Kommen“ und „Gehen“ des Seins ansetzbar? Wo eine an sich selbst ruhende Daseinsbreite, aus der das Aktuelle als aktuelles entlassen wird und in das es wieder zurückgeht? Das Sein, das im schlechthinigen Nichtsein steht, schließt jede Art von Potenzialität absolut aus.

Was sind es denn auch für eigenartige Dimensionen, die uns da phänomenal existenzbeswert (wenn auch im Sinne bloßer Potenzialität) entgegenreten. So gesehen wird die Zeit zu einer naturmystischen Dimension an sich, die einfach vorzusetzen ist. Einem Fluß in der Tat vergleichbar, der in geheimnisvoller Weise „Schoß“ sowohl wie „Grab“ alles Existierenden wäre, es bis zur Gegenwartstelle mit sich bringend und dort auch wieder in sich aufnehmend. Wer sähe nicht, daß es sich hier wirklich nur um bloße Bilder mit aller Vagheit derselben handelt. Es gibt in diesem Sinne keine „Zukunft“, die das schon potentiell in sich trüge, was gegenwärtig werden soll; und es gibt keine Vergangenheit, die das aufzunehmen fähig wäre, was keinen aktuellen Bestand mehr hat.¹⁾ Graben wir nach, so stoßen wir hier wie dort auf das pure Nichts. Vergangenheit und Zukunft sind keine potentiellen Mächte, die das Dasein außerhalb der faktischen Aktualität aufzunehmen im Stande wären – hier es vorbereitend, dort es zurücknehmend. Aber was sind sie dann?

Und wie steht es mit jenem Passieren, das uns doch zur ontischen Notwendigkeit in der Tat wurde? Zu einer so unmittelbaren ontischen Notwendigkeit, daß das Existierende ohne es mit der ihm konstitutiv eignen Schärfe nackter Aktualität auch nicht einen Minimalmoment faktischer Existenz zu besitzen vermöchte. Es muß

1) Es gibt in diesem Sinne „Vergangenheit“ und „Zukunft“, was ihre ontische Isolierung im relativen Dasein angeht, auf die allein wir jetzt hinblicken und um der Exaktheit der Fassungen willen hinzublicken, haben nicht. Wie unter dem Aspekt des absoluten Seins das alles wieder „aufgehoben“ und verkehrt wird, werden wir auf der dritten Untersuchungsstufe sehen.

mit und in seiner Existenz einen Herzschlag lang mindestens an der Aktualitätsstelle, resp. an dem Existenzberührungspunkt vorübergehen, um überhaupt „sein“ zu können. Ja, vorübergehen oder passieren, aber damit ist auch die ganze Situation ontisch beschrieben. Ein Passieren, das wesentlich jede Art von „Kommen“ und „Gehen“ in sich ausschließt! Das nichts weiter ist als das bloße Passieren.

Wieder haben wir einen jener ontischen Grundbegriffe vor uns, deren naturhafte Auswirkung – und nur aus dieser Dimension kennen wir sie naturgemäß – das reine seinsmäßige Wesen prinzipiell nicht mehr zu offenbaren vermag. In der Natur gibt es nur in sich Komplexes. Es kann in ihr nicht ein Passierendes schlechthin geben! Sondern hier muß notwendig das, was passiert, auf die Passierungsstelle zukommen und von ihr sich fortbewegen. Die Pointiertheit der Aktualität aber fassen wir ontisch nur, wenn wir sie in der Tat als ein „Passieren der Existenz schlechthin“ konzipieren. Existenz geht an dem einzigen Punkt möglicher Existenzgemeinschaft vorüber, ohne sich auf sie zu oder von ihr fortzubewegen. Es ist eine Kontinuität des Passierens, die jedoch nur diesen einen Punkt möglicher Auswirkung hat. Es ist Bewegung in der puren Aktualität; Bewegung „an“ einem Punkt; pointierte Bewegung.

Wir sagten vorhin, daß eine in der radikalen Schärfe der Aktualität, das heißt in purem Nichtsein gesetzte Existenz als solche keinen wesenhaften Bestand zu haben, zur Setzung in sich selbst nicht zu kommen vermag. Nun sehen wir das Eigentümliche, daß sie in und mit der Schärfe dieser Aktualität in Bewegung gesetzt ist, sich in dieser kontinuierlich erneuernd und damit gerade über sie „hinweg“ gesetzt! In jedem möglichen ansetzbaren Punkt ihrer selbst dem immanenten Abgrund des Nichtseins prinzipiell verfallend wird sie doch in und mit der Bewegung, in und mit der kontinuierlichen Neusetzung des in sich unhaltbaren Aktualitätsstandes über jenen Abgrund hinweggehalten. Oder wie wir fast auch sagen können: hinweggerissen. Aus der Kontinuität der Bewegung resultiert zwar keine Setzung – zu einer wahrhaften Setzung kann es konstitutiv nicht kommen – aber doch eine Hinwegsetzung! Im Passieren wird zwar der Abgrund des Nichtseins an keiner Stelle aufgehoben – er „steht“ konstitutiv an jeder Stelle – aber doch kontinuierlich überbrückt. Ein „Moment“ des Stillstandes in dieser Bewegung – wir können sie die on-

tische Urbewegung nennen – und das Sein ist an sich selbst in Nichtsein verkehrt. Die Existenz kann auf der Schärfe der Aktualität nicht stehen.

Mit jener oben schon angedeuteten grundlegenden ontischen Fassung der charakterisierten Sachlage, die wir auf der dritten Stufe dieser Untersuchungen zu geben versuchen, wird ganz besonders auch dieser phänomenale Tatbestand der konstitutiven „Existenzrettung“ über den konstitutiv drohenden Abgrund des Nichtseins hinweg noch entscheidend beleuchtet werden. Wir müssen jetzt zunächst zu unserm Problem der Vergangenheit und Zukunft, ja der ontisch-phänomenalen Zeitkonstitution überhaupt zurückkehren. Wir sagten es oben: das Passieren bedarf eines formalen „Raums“, in den hinein es erfolgt. Dieser „Raum“ ist die Zeit. Nicht als ob die Zeit hier als gegebenes „Gefäß“ vorausgenommen werden müßte und könnte: sondern in und mit dieser ontischen Urbewegung setzt sich die Zeit als die konstitutiv formale Dimension derselben. Die Bewegung an sich selbst „schafft“ die Zeit! Ohne diese Bewegung ist sie nichts. Wir können jetzt auch formulieren: Zeit begründet sich in und mit dem kontinuierlich passiertem Abgrund des Nichtsseins.

Geben wir nun wohl acht, was gerade in dieser Fassung Entscheidendes liegt: daß nämlich das ontisch faßbare an ihr einzig und allein auf dem faktischen Aktualitätspunkt in seiner Bewegung resp. kontinuierlichen Erhaltung steht. In diesem in der Kontinuität der Urbewegung als solchem erhaltenen Existenzberührungspunkte „ist“ Zeit. Und zwar als Gegenwart. Gegenwart ist zunächst nicht Scheide zwischen Vergangenheit und Zukunft (das ist eine rein phänomenale, keine ontische Fassung), sondern etwas an sich selbst! Das heißt auch an sich selbst nicht für sich selbst setzbar, aber doch an eigner ontischer Wurzel für sich konstituiert und für sich faßbar. Gegenwart liegt am faktischen Existenzberührungspunkt. Insofern dieser in der konstitutiven Urbewegung der kontinuierlichen Erneuerung steht, steht, auch die Gegenwart in dieser kontinuierlichen Urbewegung. Und sofern das Seiende konstitutiv von der punktuellen Berührungsexistenz nicht los kommt, die als solche nur in der Bewegung stehen kann, kommt auch die Gegenwart von dieser Bewegung nicht los. Man kann nun auch formulieren: Zeit ist passierende Gegenwart als solche. Wohlgemerkt: hier ist von Vergangenheit und Zukunft noch keine Rede und braucht keine Rede zu sein. Es heißt nicht: Zeit ist die „aus“ der Zukunft „kom-

mende“ und „in“ der „Vergangenheit“ versinkende Gegenwart. Sondern: Zeit ist die den Existenzberührungspunkt passierende Gegenwart schlechthin.

Nur so läßt sich auch die Objektivität der Zeit (ihre objektive Eindeutigkeit) begründen. Gerade weil sie nicht zu einem mystisch naturhaft objektiven Etwas „an sich“ gemacht wird, sondern an einer exakten und eindeutigen ontischen Situation konstitutiv erwächst. Nimmt man nämlich Zeit als jenes mysteriöse Flußbett, in dem Existenz aus der Zukunft daherkommt und, man weiß nicht wie und warum gerade „hier“ und „jetzt“ aktuell wird, um in der Vergangenheit zu versinken, so ist in der Tat nicht ein- und abzusehen, worin sich die Einzigartigkeit und Eindeutigkeit dieses die Aktualität bestimmenden „Jetzt“ mitten in dem Fluß der Zeit begründet; und für ein exakt-rationales Denken wird die vollständige Relativierung der Zeit ein in der Tat sachlich naheliegender Ausweg. Wir können nicht mit und in der Zeit das „Jetzt“ festlegen wollen, ohne uns in einem Cirkel zu bewegen oder zur endgültigen Relativierung zu gelangen. Sehen wir aber, daß das „Jetzt“ an dem ontisch-konstitutiven Verhältnis der faktischen Existenzberührung festgelegt ist, nur hier – kontinuierlich erneuert – zu stehen vermag, aber hier eben auch „steht“, so ist klar, daß ontisch wesentlich genommen in der Tat von einem einzigen eindeutigen „Jetzt“ gesprochen werden kann: eben dem der faktischen Existenzberührung als solcher. Diese ist einer Relativierung nicht aussetzbar. Denn was auch immer ins Sein treten mag – wenn es in der punktuellen Berührungsexistenz gesetzt ist (und welches relative Sein ist nicht darin gesetzt!), so hat es eben unmittelbar und als solches Teil an dieser punktuellen Existenzgemeinschaft und steht darin und damit „im“ Jetzt. Es hat hier keinen Sinn mehr zu fragen: ob es nicht noch ein „anderes“ Jetzt geben könne.

Wenn so aktuelle Gegenwart nicht abhängig von oder im Zusammenhang mit Vergangenheit und Zukunft begründet zu werden braucht (wodurch eine wahrhafte – ontische – Begründung ausgeschlossen wäre, weil Zeit immer schon vorausgesetzt werden müßte), so konstituiert sich doch unmittelbar mit und an der Gegenwart auch Vergangenheit und Zukunft im ontisch reinen Sinn. Steht Gegenwart in der radikalen Schärfe der passierenden Aktualität schlechthin, so steht sie, wie wir schon sagten, im Abgrund des schlechthinnigen Nichts. Wenn wir von „Kommen“ und „Ge-

hen" sprechen wollen, so kommt sie aus dem puren Nichts und geht in das pure Nichts. Was ontisch gleichbedeutend ist mit einer konstitutiven Unmöglichkeit des Kommens und Gehens. Diese konstitutive Unmöglichkeit gehört aber gerade mit zum sachlich-formalen „Bereich" der faktischen Aktualität. Das Passieren ist gerade als Passieren schlechthin charakterisiert durch das „Kommen" und „Gehen" aus dem radikalen Nichts. Das ist kein Widerspruch zu dem früher Gesagten. Sondern im Gegenteil: es ist dasselbe, nur in anderer Fassung. Denn ein Hervorgehen aus dem radikalen Nichts ist wie gesagt kein Hervorgehen, so wie ein Versinken in dem radikalen Nichts kein Versinken ist. Solche Art des Hervorgehens und Versinkens gehört also gerade mit zum eigentlichsten formalen Wesen dieser in radikaler Pointiertheit stehenden Aktualitätsbewegung. Die Dimension aber, die hierfür den formalen „Raum" gibt, für dieses konstitutive Hervorgehen „aus" dem radikalen Nichts und dieses konstitutive Versinken „in" das radikale Nichts, ist die Zeit. Dieses Hervorgehen und Versinken ist an sich selbst nichts anderes als die passierende Urbewegung in der pointierten Schärfe der Aktualität. Es ist gewissermaßen nur ihre andere formale Seite. Oder es ist dieselbe ontische Situation von der andern Seite gesehen. Unter dem Aspekt der Gegenwart sehen wir sie von der faktisch über den konstitutiven Abgrund des Nichtseins hinweggesetzten und deshalb nur in der Urbewegung des faktischen Existenzberührungspunktes konstituierbaren Aktualität aus. Unter dem Aspekt der Vergangenheit und Zukunft sehen wir sie von dem faktischen Abgrund des Nichtseins aus, dem diese Aktualität konstitutiv entsteigt, dem sie auch konstitutiv verfallen muß. Ja, entsteigen und verfallen! Insofern es sich wirklich um eine „Bewegung" aus dem Nichts in das Nichts handelt. Und anders kann punktuelle Berührungsexistenz überhaupt nicht zu Stande kommen.

So sehen wir Vergangenheit und Zukunft – rein ontisch genommen – als formale Leerdimensionen im strikten Sinn. Sie haben weiter keine Seinsbedeutung als jener ontischen Urbewegung aus dem radikalen Nichts in das radikale Nichts oder anders gesehen jener kontinuierlichen Hinwegsetzung über das radikale Nichts in der Schärfe der Aktualität formal „Raum" zu geben. Und zwar – nun im Unterschiede zur Charakterisierung der Zeit unter dem Aspekt der aktuellen Gegenwart – ihr for-

malen Raum zu schaffen im Hinblick auf die konstitutiven Abgründe des Nichtseins! Soweit sich diese an und mit der ontischen Urbewegung des Existierenden abzeichnen, stehen auch Vergangenheit und Zukunft da. Und streckenweise, sich ins Grenzenlose verlierend, müssen sie sich formal abzeichnen, weil jene Urbewegung als solche faktisch „im" Abgrund des radikalen Nichts vorwärtsschreitet, dieser also in Bezug auf das Vorwärtsschreitende formal qualifiziert wird. Wenn auch qualifiziert als die Dimension des radikalen Nichts, in der jene in der pointierten Schärfe der Aktualität (der punktuellen Berührung) forterzeugte Existenz ihren Fortgang nimmt. Hier bleibt an Vergangenheit und Zukunft nichts, aber auch nichts „Substanzielles" stehen.

Nehmen wir die ontische Situation, wie sie gekennzeichnet wurde, ernst – und wir müssen sie als solche zunächst ernst nehmen – so ergreift uns (mit aller Sachlichkeit darf das gesagt werden) eine Art Todesangst. Was ist es denn, worauf wir hier zu sehen haben? Das Selbstverständlichste, zunächst Gegebene; das worin wir stehen und ruhen, worin sich unsere Existenz breitet. Das Allergewisseste. Aber vor unsern Augen verwandelt es sich in eine harte und scharfe Grenze zwischen Nichtsein und Nichtsein – in eine Grenze, die auch in sich und als solche keinen Bestand zu haben vermöchte (hierin liegt erst die wesentliche ontische Einsicht) wenn sie nicht über den sie selbst konstitutiv bedräuenden Abgrund des Nichtseins in einer konstitutiven Urbewegung hinweggerissen würde. Das ist die Situation, in der sich unsere Daseinsfülle zu „breiten", in der das uns persönlich eigne Daseinsgut sich zu realisieren genötigt ist. Es scheint die Höhe der sachlichen Absurdität. Dem sachlichen Sinn nach handelt es sich doch gerade darum, Dasein zu konstituieren, das heißt aber, Daseinsfülle zur Breitung bringen, Daseinsgut zum persönlichen Eigentum werden zu lassen. Aber der faktischen ontischen Situation nach scheint das konstitutiv unerfüllbar. Von Setzung, von Breitung, von Fülle, von Besitztum – von allem diesem kann in Wahrheit die Rede nicht sein. Das Existierende darf „froh" sein, mit seiner Existenz als einer Beute purer Momentanität dem radikalen Nichts fort und fort zu entrinnen – solange es Existenz überhaupt hat.

3. Stufe. Verhältnis der phänomenalen zur ontischen Situation. Problematik.

Wie merkwürdig: in der Phänomenologie des Bewußtseins sieht es keineswegs nach jener gefährvollen Situation aus, die wir in der ganzen Exaktheit ihres ontischen Bestehens zu fassen suchten. Wir sagten schon oben, daß wir einen solchen Aspekt doch als „irgendwie“ künstlich und „nur spekulativ“ empfinden. In unserem faktischen aktuellen Seinsbewußtsein ist diese jähe, sich nur in ihrer Forterzeugung erhaltende Todesgrenze nicht vorhanden. Wir leben in ihm nicht von der puren Aktualität in ihrer pointierten Schärfe, sondern in der faktischen Anschauung bleibt das passierte Daseinsgut, das rein ontisch genommen mit und in seinem Passieren schon dem radikalen Nichts anheimfällt, hinter der momentanen Aktualität, sie tragend und fundierend, stehen! Zunächst noch an sich selbst mit dem Charakter der Aktualität versehen, wenn auch ein wenig „beiseite geschoben“, um gleichsam Platz zu machen; dann aber aus dem Felde der Aktualität (der Gegenwart) in das der Potenzialität mit negativem Vorzeichen (der Vergangenheit) rückend. Auch als solches steht es noch „da“! Nur eben endgültig beiseite geschoben. Nur eben aus dem Felde der gegenwärtigen Aktualität in das der gewesenen Aktualität gerückt.

Es ist von wesentlicher Bedeutung, einzusehen, daß es sich bei dieser „Phänomenologie des Bewußtseins“ nicht um eine menschliche oder gar persönliche Psychologie handelt, in der jene Anschauung gründet, überhaupt nicht um irgend ein psychisches oder geistiges „Gesetz“, so universal und unaufhebbar mit der gegebenen Form der ratio selbst gegeben dieses immer gedacht werden mag; sondern es handelt sich um eine der objektiv wesenhaften Sachlage nach naturgemäß entspringende Anschauungsform, von der also auch, wie wir es getan haben, abstrahiert werden kann. Aber sie ist und bleibt die zunächst gegebene und hängt aufs Engste mit all dem zusammen, was wir ausgeführt haben. Es bleibt ja das wesentlich durchaus „Unnatürliche“, daß der Existenzbesitz auf den fortrückenden Aktualitätspunkt radikal beschränkt ist. Die passierte Gegenwärtigkeit, die de facto unmittelbar mit ihrem Passieren dem Nichts anheimfällt – in ihrer Setzung liegt ja schon an sich selbst die radikale Aufhebung dieser Setzung! – gehört doch wesentlich-sachlich so unabtrennbar mit dem gerade passierenden und dem noch nicht aktualisierten „Da-

seinsgut“ zusammen, daß sie phänomenal von ihr nicht abreißbar ist. Charakteristischer Weise, weil es sich um eine phänomenale, nicht um eine reale Sachlage handelt, bleibt das nun Vergangene mit diesem eigentümlichen Übergang in kontinuierlich zunehmende Schattenhaftigkeit stehen, wie sie dem anschaulich ferner und ferner Gerückten zukommt. Es sei denn irgend ein Ferneres oder Früheres werde durch bestimmt dahin gerichtete Blickrichtung hervorgehoben oder gleichsam ins Licht gerückt.

Aber nicht die Kennzeichnung dieser an sich interessanten und mannigfaltigen Bestimmbarkeiten phänomenaler Natur ist hier unsere Aufgabe. Es gilt nur zu zeigen, daß der dem geistigen Blick ohne Weiteres mitgegebene „Aktualitätshof“ oder „Gegenwartsumkreis“ nach rückwärts und nach vorne (denn auch das zu Erwartende, noch nicht Passierte wird in dieser selbstverständlichen Vergegenwärtigung – hier Vorgegenwärtigung – mitgeschaut), daß dieser stehenbleibende resp. schon dastehende Gegenwartsumkreis zwar dem wesentlich-sachlichen Sinnzusammenhang durchaus, keineswegs aber dem faktisch-ontischen Tatbestand entspricht. Das Unnatürliche der faktischen Sachlage, daß nämlich die Gegenwart keine ihr eigne Aktualitätsbreite besitzt, sondern nur in jenem punktuellen Engpaß zu Tage treten kann, wird von der Anschauung aufs Selbstverständlichste korrigiert.

Es ist ja fast unmöglich, das überhaupt geistig fassend zu vollziehen, was de facto vorliegt: alle faktische Existenzhabe an diesem einen forteilenden Berührungspunkt zu „haben“. Das Bewußtsein, daß das noch eben Passierende einfach zur „Habe“ dazugehört, läßt sich nicht (oder nur abstrahierend, evtl. auch in krankhaftem und anormalem Bewußtsein) auslöschen. Es bleibt einfach stehen. Ebenso ist es mit demjenigen, was noch nicht passierte, aber ebenso unmittelbar zu dem schon Passierenden gehört: es steht eben einfach schon da. Die Gegenwart wird in der Vorgegenwärtigung vorausgenommen, so wie sie in der Nachgegenwärtigung beibehalten wird. Andererseits gleitet diese phänomenale Gegenwart dann nach vor- und rückwärts in die endgültige „Vergangenheit“ resp. „Zukunft“ über. Hier „steht“ nach rückwärts das, was in seiner gewesenen Aktualität gewissermaßen fest geworden ist, an dem das phänomenale Moment der Bewegung nach rückwärts nicht mehr unmittelbar hängt und nach vorwärts steht, in Zukunftsweise „verhüllt“ oder „ver-

borgen" noch still, aber aufbruchsbereit das Kommende. Auch dieses steht noch „fest" oder unbeweglich, weil es noch nicht in den phänomenalen Zusammenhang mit der auf den Aktualitätspunkt unmittelbar hinstrebenden Bewegung geraten ist. So haben wir Vergangenheit und Zukunft inhaltsbeschwert vor uns, jene als die grenzenlos in sich aufnehmende Dimension, diese als die grenzenlos aus sich gebende. In die Vergangenheit versinkt unaufhörlich das, was noch eben Existenzbesitz war; aus der Zukunft tritt unaufhörlich hervor, was erst aktueller Existenzbesitz werden soll. So steht die Gegenwart, in ihrer phänomenalen Aktualitätsbreite sich rückwärts und vorwärts ohne bestimmbare Grenze in Vergangenheit und Zukunft verlierend, zwischen diesen beiden. Und versuchen wir in einiger, wenn zwar nur phänomenalistischer Exaktheit, aus Vergangenheit und Zukunft herkommend, das selbst zu fassen und heraus zu nehmen, was der aktuellen Gegenwart „wirklich" angehört, so schmilzt sie zu einem Schnitt zwischen ihren Gebrüdern zusammen und sie selbst ist nichts mehr als das unaufhörliche, aus der Zukunft Nehmende und an die Vergangenheit Abgebende. Aber diese Scheide ist keine beunruhigende, weil eine in den potentiellen Mächten der Vergangenheit und Zukunft eingebettete und geborgene.

Wichtig ist, daß unter der Schilderung des letzten Abschnitts klar geworden ist, um wie fundamental andre Fassungen es sich bei ihnen gehandelt hat als in den ganzen vergangen Analysen. Wir befanden uns auf rein phänomenaler Ebene. Daher auch das Fließende, das in der Sachlage selbst liegt: die überall nicht bestimmbaren Grenzen, die Abtönungen, die nicht exakt bestimmbaren Kategorien. Was ist Vergangenheit, was Zukunft? Was „Gegenwart" in dieser Beziehung auf Vergangenheit und Zukunft? Es sind Schemen, die uns unter den geistigen Händen zerrinnen, wenn wir sie anfassen wollen. Und doch sind sie phänomenal, gehören zur anschaulich gegebenen Sachlage. Aber hinter ihnen steht – wenigstens in der bisherigen Unmittelbarkeit! – kein „Ding an sich". Es gibt (in der Zeit!) keine Dimension, in der Existierendes versinken kann, sodaß sie es „gewissermaßen" noch enthält, nur eben fortgerückt von der Oberfläche direkter Gegenwärtigkeit. Ebenso gibt es – in der Zeit – keine Dimension, die das aus sich selbst herausgibt oder entläßt, es schon vorher enthaltend, was zur Existenz werden soll und wird.

Vergangenheit und Zukunft sind und bieten das in Wahrheit nicht, was sie anschaulich-phänomenal zu sein und zu bieten scheinen. Und dem sachlichen Sinnzusammenhang nach bieten sollten.

Das ist in einem noch tieferen Sinne Wahrheit, als wir bisher auszudrücken vermochten. Gehen wir nämlich bis zu dem Punkt heran, an dem die momentane Seins- oder Lebensgestalt zur Aktualität heraustritt, so ist ja das, was gerade den Aktualitätspunkt passiert hat, in wesenhaft-sachlicher Sicht das unmittelbar Tragende und Fundierende der neuen Gestalt. Diese letztere stellt sich dar als die rein seinsmäßig aus der ersteren hervorgegangene. Wenn die Kugel nicht im Augenblick vorher „hier" passiert wäre, so würde sie jetzt auch nicht „dort" passieren. Das eine geht in kontinuierlicher Seinsfolge in das andere über. Es läßt sich phänomenal ganz und gar nicht so fassen, als ob jedes neue Aktualitätsmoment aus dem „Nichts" herauskäme. Sondern es besteht im Dauernden eine kontinuierliche Seinsfolge, die nirgends abreißt. Bei der sich gerade das „Vorige" in dem „Nächsten" erhält und neu setzt. Wenn auch nun qualitativ abgewandelt. Durch die neue Seinsgestalt wird die vergangene, die eben diese neue aus sich hervorgehen läßt, bestätigt, allerdings nunmehr als eine gewesene, weil aus der jetzt gerade gültigen Aktualität abgerückte. Sie wird, was ihre Aktualität betrifft, beiseite geschoben, um dem Neuen Platz zu machen. Aber als der sich kontinuierlich im Neuen bejahende „Mutterschoß" des Weiteren stellt sich doch das dem radikalen Nichts Anheimfallen des unmittelbar Vorhergegangenen – in demselben ununterscheidbaren Moment, in dem es sich als das Neue erzeugend und damit sich selbst bejahend erweist – als absurder Widerspruch in sich selbst dar.

Als absurder Widerspruch? Läßt es sich nicht auch gerade umgekehrt sehen? Muß nicht diese unmittelbare Verkehrung von Sein in Nichtsein stattfinden, damit überhaupt Veränderung, Geschehen, Entwicklung seinsmäßig möglich ist? Wir sahen im Früheren immer nur auf das unveränderlich Dauernde. Aber wie soll eine Veränderung, ja nur eine Bewegung möglich sein, wenn nicht die gerade vorhandene Aktualitätsgestalt mit dem vorrückenden „Jetzt" in das radikale Nichtsein oder Nicht – mehr – sein des vergangen Momentes abrückte! Wie könnte sich das „Jetzt hier" der sich bewegenden Kugel erweisen, wenn nicht das „Vorher

dort" ein wirkliches „Vorher“, das heißt aber als solches aufgehoben wäre. Der Tradition nach pflegt ja gerade an diesem Phänomen die Notwendigkeit der Zeit erhärtet zu werden.

Der Hinweis entbehrt natürlich nicht der wesentlichen sachlichen Grundlage, insofern in der Tat ohne ein mögliches „Vorrücken“ der Existenz-Bewegung Veränderung und Geschehen nicht möglich wäre. Diesen Phänomenen liegt in der Tat das seinsmäßige Fortrücken von Aktualitätsstelle zu Aktualitätsstelle konstitutiv zu Grunde. Denn es handelt sich in ihnen um Aktualitätsentfaltungen.

Aber die gegebene anschaulich-phänomenale Sachlage sollte uns in der radikalen Verwertung der ontisch gegebenen Zeitsituation für die Möglichkeit des Geschehens an sich selbst etwas bedenklich machen. Denn wie wir gesehen haben, macht das phänomenale Bewußtsein von dieser Anwendung keineswegs radikalen Gebrauch! Zwar insofern als auch hier das Geschehen – weil sachlich notwendig – nur in und mit dem Fortgang der Existenzaktualität selbst konstituiert wird; das aus der Aktualität Fallende fällt aber hier keineswegs radikal ins Nichts, sondern bleibt in jener eigentümlichen Existenzform beiseite geschobener Aktualität (oder Potenzialität mit negativem Vorzeichen) stehen. Und wie schon bemerkt, erscheint diese phänomenale Situation von vorn herein sachlich durchaus sinngemäßer, weil der forterzeugende Mutterschoß des Seins sein eigentümlich fundierendes Existenzrecht beibehält.

Denken wir zum Beispiel daran, wie wir unsere eigne Kindheit zwar als etwas Überwundenes, als etwas nicht mehr „Geltendes“ im Bewußtsein tragen, doch aber in und mit der Vergangenheit auf sie hin- und zurücksehen, als müßte sie – versunken zwar – da „hinten“ noch irgendwo „stehen“. Gewiß: unerreichbar! Ich bin ja von ihr fortgerückt an einen andern Ort des „Daseins“; ich lebe in der faktischen Aktualitätsentfaltung mit zwingender Notwendigkeit von ihr fort, sie gleichsam aus meinem aktuellen Sein fort und fort „entlassend“ und so zurücklassend. Aber jenes Bewußtsein der Unerreichbarkeit, der Ferne, der endgültigen Versunkenheit setzt ja das Bewußtsein ihrer „inaktuellen“ Erhaltung in sich selbst voraus. Sie ist und bleibt die Seinsbasis, die mein jetziges Sein bis heran an den Aktualitätspunkt, auf dem ich gerade stehe, trägt. Ebenso ist auch mein noch nicht ge-

lebtes Alter, wenn auch verhüllt und dazu gleichsam „unausgestaltet“, wenn auch nicht endgültig durchbestimmt, doch schon „vorhanden“. In seltsamer Seinspotenzialität auf mich zukommend. Wir haben ja diese ganze Sachlage ihrem Typus nach schon einmal gekennzeichnet. Hier gilt es nur in den Blick zu bekommen, daß diese letztlich nicht überwundene Gegenwart das faktische Phänomen der Entwicklung keineswegs stört oder gar aufhebt! Nur die Aktualitätsstelle im radikalen Sinne ist die konstitutiv sich neu setzende und damit das Ganze in Fortbewegung erhaltende. Im Übrigen aber bleibt die Entwicklung eingebettet in eigentümlichen vergangenen und zukünftigen Seinsfeldern, die in der „Elastizität“ gleichsam ihrer Aufnahme- und Entlassungsfähigkeit dem Fortgang des Geschehens durchaus keinen Abbruch tun.

Soviel scheint jedenfalls hiernach sicher: die faktische, ontisch-konstitutiv gegebene Zeitsetzung in der Schärfe ihrer pointierten Radikalität ist nicht notwendige konstitutive Voraussetzung möglichen Geschehens oder möglicher Seinsentfaltung. Das Unaufhebbare gerade dieser Zeitkonstitution steht nicht im Wesenszusammenhang mit der Faktizität des Geschehens als solchem, sondern ist eine unmittelbare Folge der eigentümlichen Existenzform, in der das Seiende faktisch erscheint. Wo hier die letzte ontische Wurzel liegt, werden wir alsbald sehen. Jedenfalls verhält es sich so: weil das Existierende an und für sich in die Existenzform des absoluten Existenzfortgangs gesetzt ist, muß auch alle in ihm sich verwirklichende Seinsentfaltung daran teil haben. Nicht aber macht umgekehrt die Seinsentfaltung (in Geschehen, Entwicklung und Bewegung) diese Existenzflucht notwendig. Das Dauernde als solches – und alle Entwicklung und Bewegung ruht ja auf einem in der Identität seiner selbst Dauernden! – besitzt seine Existenz konstitutiv nur in jener ontischen Urbewegung radikaler Hinwegsetzung über das Nichtsein. Weil die Seinsdauer hierin steht, steht auch alle Entwicklung und alles Geschehen hierin.

Auf der andern Seite aber steht tatsächlich die ebenso unbestreitbare phänomenale Sachlage, in der wir ein nirgend abreißendes Seinskontinuum vor uns haben, das allerdings mit seiner Konstitution in die Aktualität hinein unaufhörlich in die Vergangenheit „absinkt“. Das läßt sich anschaulich fassen. Denn dieses „Absinken“ ist kein unmittelbares und radikales Durchstreichen. Es ist ein Zurück-

weichen und allmähliches Versinken in eine andre „Dimension“ (unter die „Oberfläche“ der Aktualität). Die ontische Sachlage in ihrer prägnanten Exaktheit und die phänomenale widersprechen sich. Daß dieser Widerspruch in der gewöhnlichen Einstellung nicht gesehen wird, liegt an der sachlichen Selbstverständlichkeit der phänomenalen Gegebenheit. Die ontische Gegebenheit ist eine, was den Sinn von Daseinssetzung betrifft, sachliche Absurdität. Aber sie besteht. Die phänomenale Gegebenheit ist ebenfalls eine, was die gegebene ontische Grundlage betrifft, sachliche Absurdität. Aber sie besteht. Sie besteht als sinngemäßer (rein phänomenaler!) „Ausweg“ aus der seinsmäßig konstitutiven Notlage.

Was uns nun aber bei diesem sonderbaren Gegeneinander vornehmlich interessiert, ist jener unmittelbare Bezug auf die entscheidende Frage, ob denn punktuelle Berührungsexistenz die wesentlich formal-notwendige ist, resp. wie „tief“ die Wurzel dieser konstitutiven Notwendigkeit liegt. Denn es ist Faktum, daß sich die Anschauung das einfach schafft, was in der dahinter stehenden ontischen Faktizität unerfüllt bleibt. Daß im Phänomenalen die ontische Absurdität einfach aufgehoben ist. Im Phänomenalen erscheint die Daseinsfülle nicht auf die Nadelspitze gestellt, um die rings herum der Abgrund des puren Nichts gähnt. Im Phänomenalen gibt es nicht dieses, man möchte fast sagen, wahnwitzige Kontinuum des unentwegten Abreißens ins Nichts hinein bei und unter dem unentwegten Setzen. Mit andern Worten: rein phänomenal ist von punktueller Berührungsgegebenheit nichts zu finden. Wie wir schon oben¹ ausführten: die Anschauung hat eine Gegenwartsbreite und: selbst, wo diese allmählich übergeht in jene Sphäre des Vergangenen und nun endgültig bei Seite Geschobenen, bleibt doch die Daseinskontinuität in der Form einer zwar schemenhaften und unerreichbaren, aber doch noch „in der Tiefe“ dastehenden oder ruhenden „Basis“ des Jetztigen erhalten. Sollte das, so fragen wir jetzt, was hier im rein Phänomenalen entworfen ist, in Wahrheit wesenhafte Unmöglichkeit sein? Sollte das Selbstverständliche und Sachgemäße (denn es handelt sich ja um die Darstellung einer gegebenen Daseinsbreite!) auf den Schein endgültig angewiesen sein, während das Absurde, das radikal Unsachgemäße Wahrheit bleibt? Sollte es nicht auch in der Wahrheit das geben können, was hier phänomenal vorweggenommen wird: daß eine Fülle von sich ablösenden Gestaltungen

möglich ist, bei bleibender Daseinsbreite? Wir entnehmen dem phänomenal Gegebenen, was hierzu notwendig wäre: ein Zurückweichen der Aktualität vor neuen Aktualitäten – ein Zurückweichen, das doch keine Aufhebung darstellt Ein Stehenbleiben unter und mit dem in den Hintergrund Treten.

Nun müssen wir allerdings, um hier klar zu sehen, zunächst eines bedenken: die gegebene phänomenale Sachlage ist eine komplexe. Sie resultiert aus der das wesentlich Sachgemäße zur Projektion bringenden Anschauung einerseits, andererseits aber aus der doch nun einmal vorhandenen ontischen Gegebenheit. Das heißt: sie bleibt seinsmäßig unter dem Zwang der Zeit, bleibt unter dem Zwang punktueller Berührungsexistenz. Sie kann diese ontische Grundlage nicht fortwischen. Sie kann sich nur mit ihr abfinden, sie gewissermaßen, soweit es geht, korrigieren. Aber es geht nicht sehr weit. Denn alles Gegebene in seiner ontischen Isolierung relativen Daseins ist nun einmal in diese „Zwangsjacke“ konstitutiv gesteckt. Immer also muß auch die Anschauung von dem festen Aktualitätspunkt doch ausgehen, an dem allein Gegenwart faktisch fixiert ist, wenn sie diesen Punkt auch nach vorn und hinten möglichst sphärenhaft verbreitert. Das all zu Ferne, d. h. aus dem Aktualitätspunkt nun einmal faktisch längst Fortgerückte, läßt sich in diesen Bereich nicht mehr hineinziehen. Auch bleibt es, und das ist das Wichtigste, bei der bloßen phänomenalen Schau! In Wahrheit ist ja der passierte Inhalt endgültig und radikal aus dem Bereich des Gegebenen (jetzt in einem realen, nicht phänomenalen Sinne) gerückt! Darum behält er trotz alles phänomenalen „Stehenbleibens“ den unaufhebbaren Charakter des Fortgerückten. Er ist in Wahrheit aus dem Besitzbereich des Existierenden hinfortgetan und keine Vergegenwärtigung kann das ungültig machen. Hier herrscht die Zeit in ihrer punktuellen Existenzsetzung.

Was aber demgegenüber die wesentlich sachliche Situation eigentlich fordern müßte, ist ein noch entscheidend über das notdürftig phänomenal Entworfenen Hinausliegendes. Machen wir uns noch einmal klar, um was es sich sachlich eigentlich handelt, und worin eigentlich jene Absurdität liegt, die dem Sachlich-Wesenhaften so widerspricht. Sie liegt darin, wie wir sahen, daß ein Existierendes sein Daseinsgut (auch nicht zum kleinsten Teil, geschweige denn als „ganzes“) wirklich „hat“

oder „besitzt“; daß es dasselbe schlechthin nicht hat, sondern sein „es Haben“ an sich selbst und durch und durch ein „Hergeben“, ein „Nichthaben“ ist. Woraus folgt, daß kein Stück seiner eignen Existenz in seine wirkliche „Reichweite“ gelangt, sodaß es sie in irgend einem Sinne bewahren, behalten, rechtschaffen besitzen könnte. Alles ist nur gerade punktuell berührt und damit schon wieder der Gemeinschaft mit ihm enthoben. Dieser aber in der formal-konstitutionellen Wurzel des so Gesetzten selbst wurzelnde Tatbestand ist es, der sich in der phänomenalen Ebene als die bleibende Unerreichbarkeit des Vergangenen darstellt. Diese Unerreichbarkeit läßt sich phänomenal nicht aufheben, wie immer das Vergangene in einer scheinbaren „Erhaltung“ stehen bleiben mag; denn sie ist die unaufhebbare Folge der faktisch gegebenen ontischen Sachlage. Sie ist die Folge der punktuellen Existenzsetzung. Sie aber andererseits ist es gerade, die der wesenhaft-sachlichen Existenzsetzung. Sie aber andererseits ist es gerade, die der wesenhaft-sachlichen Situation am meisten widerspricht! Denn in ihr drückt sich die ganze faktische Nichtigkeit dieses Existenzbesitzes aus, der im Grunde keiner ist. Denn was soll eine „Habe“, die ein unentwegtes Nichthaben in sich schließt, sodaß alles, was existenziell „mein“ ist – bis auf einen punktuellen Rest – ausserhalb des Bereichs des „Mein“ liegt? Wie wir ganz zu Anfang sagten: was „nützt“ dem tausend Jahre Dauernden diese seine Dauer, die immer nur eine endlose Vergangenheit und vielleicht eine ebenso endlose Zukunft ist? Es kann sich nicht selber mit sich zusammen schließen. Es ist von sich selbst ins Grenzenlose entleert. Sein Anfang und sein Ende, ja sein Alles – bis auf dieses schäbige „Jetzt“ sind ihm prinzipiell entrückt.

Man denke nicht – wir müssen es noch einmal betonen – daß wir hierbei die Tatsache übersehen, daß alles Vergangene sich im Gegenwärtigen bleibend ausdrückt und das „Jetzt“ seinem Gehalt nach nicht so aussehen würde, wenn nicht eben alles Vorhergehende gewesen wäre. Insofern ist die Vergangenheit eine entscheidende Macht. Selbstverständlich! Aber wenn mein Alter meine Kindheit qualitativ in sich aufgenommen hat und ohne diese überhaupt nicht wäre, so bleibt doch meine Kindheit selbst nicht in meinem Gegebenheits- und Machtbereich. Die Tatsache, daß mein Alter unaufhebbar durch die nun endgültig vergangene Jugend bestimmt ist, ruht ja auf der Voraussetzung und macht sie nur noch krasser, daß eben diese Jugend das endgültig nicht mehr Erreichbare darstellt.

Gehört sie mir nicht zu? Gehört der sich entfaltenden Pflanze ihr keimhaftes Sprossen nicht ebenso zu wie ihr Blühen? Muß sie das Eine über dem Andern endgültig verlieren? Ja, sie muß, sofern sie in die Zeit gestellt ist, sofern sie an dem Kosmos teilnimmt, dessen „Gegenwart“ auf eine punktuelle Existenzberührung konstitutiv zugespitzt ist. Aber ist nicht eine Existenzgegebenheit wesentlich möglich, bei der das „Ganze“ der gegebenen Existenzbreite prinzipiell erreichbar bleibt? Bei der das Vergangene nicht verloren geht, sondern „erhalten“ bleibt und zwar nicht nur in und mit der Gegenwart, sondern als Vergangenheit? Bei der die Vergangenheit „Gegenwart“ bleibt, womit ihr das „Tötliche“ genommen ist und doch auch als Vergangenheit sich darstellt – denn sonst handelte es sich ja nicht um die geforderte Existenzbreite. Zu diesem letzteren wesentlichen Punkt, der uns ganz neue Einsichten geben wird, müssen wir uns etwas näher erklären.

Man könnte nämlich meinen, die Situation wesenhaft-sachlich dadurch lösen zu können, daß man die Gesamtheit der einem Existierenden zugehörigen Gestaltungen einfach auf eine Gegenwartsebene gleichsam zusammenhäuft! An der blühenden Pflanze ist ja nicht nur ihr „Knospen“ damals (dieser Aktualitätszustand in einem bestimmten Zeitraum), sondern mit ihrer Fortentwicklung auch der dazugehörige Knospenzustand selbst vergangen oder untergegangen: die Knospe ist in der Blüte untergegangen, weil sie sich zur Blüte entfaltet hat. Und soweit es sich um Entwicklung handelt, soweit das kontinuierliche Hindurchgehen von einem Zustand zum andern gerade der sachliche Sinn der Situation ist, muß es auch so sein. Der Knospenzustand kann in diesem Fall – wenn es überhaupt eine solche wesenhafte Möglichkeit gibt – nur als „vergangener“ erhalten und stehen bleiben denn in der Aktualität der Gegenwart ist die Knospe zur Blüte geworden. Etwas anderes aber wäre es, wenn wir die Vergangenheit in dem Sinne aufheben wollten, daß wir die Entwicklung selber streichen. Weshalb sollte die Pflanze nicht das ganze Bereich ihrer möglichen Gestalten, die sie, sich eine nach der andern entwickelnd, durchläuft, zugleich besitzen können? Warum nicht zugleich sprossender Keim, grünender Halm und fruchttragende Ähre! „Zugleich“ d. h. zusammengeschlossen in einem und demselben leibhaften Existenzgebilde! Ist das eine wesenhafte Unmöglichkeit? Oder erscheint es nur unsern an die fixierende Materialität gewöhnten

Augen eine solche zu sein? Gewiß, in und mit dieser das Meon endgültig und einmalig ausfüllenden Materie ist eine Durchdringung verschiedener, ja unendlich viel verschiedener und dennoch gesonderter Gestaltungen in dem „Raum“ eines und desselben leibhaften Existenzgebildes, eine Unmöglichkeit. Was als sprossender Keim in diesem Sinn „materialisiert“ ist, kann nicht zugleich an sich selbst fruchttragende Ähre sein. In einer „geistigen“ Substantialität dagegen, die deshalb nicht weniger leibhaft wäre, ist eine solche Ordnung durchaus nichts Unanschauliches. Denn diese Substantialität ist eine in sich selber nicht fixierte, sondern „schwebende“; der Raum in dem Sinne eines nur „einmalig“ ausfüllbar ist überwunden¹⁾. Aber wie dem auch sei – es ist das nicht unsere jetzige Frage. Wir müssen nur feststellen, daß diese an sich selbst durchaus nicht wesenhaft unmögliche Sachlage doch zu unserer speziellen Frage (nach der wesenhaft-sachlichen Überwindung der „Zeit“, sofern sie keinem Existierenden mehr als eine nur punktuelle Gegenwart vergönnt) nichts beiträgt. Denn wenn wir so alle möglichen Gestaltungen an der Pflanze gleichsam „zu Hauf“ gebracht haben, sodaß sie in Einem alles das darstellt, was sie sonst allmählich und zeitlich durchlaufen muß, wenn wir so, was ihre eigne Gestaltung betrifft, die Entwicklung und damit Gebundenheit an die Zeit an ihr aufgehoben und alles in ein aktuelles Gegenwartsgebilde zusammengebracht haben, so stehen wir doch nur wieder genau an dem Anfang, von dem wir ausgegangen sind: dann ist ja dieses nun so Geartete – mit der unendlichen Mannigfaltigkeit der an ihm ausgedrückten Gestaltungen – wiederum ein „Dauerndes“, nicht zwar sich mehr Entwickelndes, sich Veränderndes, aber darum doch nicht aus dem Druck der an ihm beständig in die unerreichbare Vergangenheit sinkenden Existenzsetzung Erlöstes? Es steht nun als ganzes und ruhend da: aber es steht nur um so mehr „da“, nichts mehr weiter als „dauernd“ und so dem Fluch der zehrenden Zeit erst recht verfallen.

Wir haben die Sachlage sozusagen überfordert. Wenn wir alle Gestaltungsmöglichkeiten in eine und dieselbe aktuelle Gegenwart rücken, haben wir die Vergangenheit nicht überwunden, sondern einfach außerhalb stehen gelassen. Und so macht die unaufgehobene ihre sachlichen Ansprüche sofort wieder geltend. Eine wirkliche

Überwindung wäre nur da möglich, wo das Spezifische an ihr (ihr endgültig unaufhebbares sachliches Recht) mit in die neue Setzungsart hineingehoben würde – ohne doch das mitzunehmen, was nur faktische Gegebenheit, nicht aber wesenhafte Sachlichkeit an ihr ist. Und nur durch dies letztere wird sie zu einer „tötlichen“, wird zeitliche Setzung in eine Absurdität verkehrt. Denn was zeitliche Setzung als punktuelle Berührungsexistenz ausschlaggebend charakterisiert, ist der Tatbestand, daß außer diesem aktuellen Gegenwartspunkt allüberall das radikale Nichts steht.

Was ist aber andererseits das unaufhebbare sachliche „Recht“ zeitlicher Setzung? Wir sind soeben gewarnt worden: es ist offenbar etwas an der Vergangenheit und Zukunft neben der die Gegenwart befassenden Zeit, was nicht einfach durchgestrichen und in ein für alle Mal fixierte Gegenwart verwandelt werden kann – wenn es nicht als drohendes und nicht beiseite zu schiebendes Gespenst gerade dann wieder auftauchen soll, wo wir seiner endgültig ledig zu sein glauben. Was wir durch unsere bisherigen Analysen zu leisten versuchten, war, den Blick zu schärfen für die Form zeitlicher Existenz, die mit der punktuellen Berührungsexistenz steht und fällt; bei der Vergangenheit und Zukunft verurteilt sind, radikale Leerdimensionen darzustellen, die an sich selbst sachlich nichts leisten und nur dazu benützt werden, das anschaulich – phänomenal hinein zu projizieren, was de facto in ihnen nicht gefunden wird. Wir versuchten zu zeigen, daß, wenn das Dauernde Zeit „braucht“, diese Art zeitlicher Existenz, der wir faktisch gegenüberstehen, gerade das ins Absurde verkehrt, was sie eigentlich konstituieren soll: die dem Dauernden vergönnte Existenzbreite auch wirklich zur Setzung zu bringen oder ihr Raum zu verschaffen; aber die Zeitform, in der es faktisch darinsteht, macht ihm gerade ein solches Dauern, das ein wirklicher Existenzbesitz bestimmter Ausdehnung wäre, unmöglich, insofern sein ganzer ihm sachlich zur Verfügung stehender Existenzbesitz auf den einen Berührungspunkt reduziert ist. Trotz aller möglichen Vergewärtigung kann das Existierende über seinen Aktualitätspunkt nicht hinaus. Sofort greift es in das große „Nichts“. Sodaß es in der Tat möglich ist, die ganze Vergangenheit als bloßen Traum radikal zu entwerten.¹⁾

1) Der erkenntnistheoretische Idealismus als rationale Möglichkeit – und mehr Wahrheitswert besitzt er nicht – ist ein Beweis für die ontische Absurdität isolierter Zeitsetzung!

1) Vgl. *Metaphysische Gespräche*, Niemeyer, Halle 1921.

Um die wesenhaft-sachliche Überbrückung gerade dieses Tatbestandes handelt es sich. Warum und wiefern muß der Existenzbesitz auf einen einzigen Punkt reduziert bleiben? Um dies nun endgültig zu beantworten, müssen wir jetzt ontisch eine Stufe tiefer steigen. Was ist Zeit? Wo liegt ihr letzter formaler Quellpunkt?

[Fortsetzung folgt.]

ÜBER DIE LÖSUNG VON PARADOXIEN

Von PAUL FINSLER-Zürich

Die Antinomien der Mengenlehre und ähnliche damit zusammenhängende Paradoxien sind schon vielfach Gegenstand von Erörterungen gewesen, ohne daß es doch gelungen wäre, in der Erklärung derselben eine volle Einigung zu erzielen. Da aber diese Dinge für die Grundlegung der Mathematik von besonderer Bedeutung sind, so folge ich gerne einer Aufforderung des Herausgebers dieser Zeitschrift, um von mathematischem Standpunkte aus zu einer Abhandlung Stellung zu nehmen, die Herr Lipps unter dem Titel „Die Paradoxien der Mengenlehre“ im Jahrbuch für Philosophie und phänomenologische Forschung¹⁾ veröffentlicht hat.

Herr Lipps hat es in seiner Untersuchung, wie er sagt, auf eine Lösung der Paradoxien abgesehen, mit denen die Mengenlehre belastet ist, und er stellt sich damit auf den Standpunkt, daß dieselben einer Lösung bedürftig und fähig sind. Diesen Standpunkt muß man m. E. als Mathematiker ebenfalls einnehmen. Jede Unstimmigkeit in der reinen Mathematik oder in der Logik gefährdet den ganzen Bestand der Wissenschaft und muß deshalb aufgeklärt und beseitigt werden. Diese Aufgabe kann schwierig, aber doch nicht unlösbar sein, denn, wenn es auch Probleme geben kann, denen die menschlichen Hilfsmittel nicht gewachsen sind, so kann doch die Aufgabe, in einer vorliegenden, offenbar falschen Überlegung den Fehler aufzudecken, nicht dazu gehören, es muß vielmehr in diesem Falle die Lösung sich erzwingen lassen.

Freilich besteht hier die große Gefahr, daß man sich mit der Auffindung eines wirklichen oder auch nur vermeintlichen Fehlers zufrieden gibt und die Frage als gelöst betrachtet, ohne doch den wahren Kern der Sache getroffen zu haben. Die

1) Bd. 6 (1923) S. 561–571.